HEFT 9 SEPTEMBER 1986 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

SPD & Benefiz
WAAhnsinn mit Methode
»Eva« in Hamburg
Adam als Voyeur

WILLKOMMEN
Flüchtlinge in der BRD

in konkret September 1986

von Konkret

Buch des Monats: Der Traum eines Lüstlings im reifen Alter von Peter O. Chotjewitz

über den D'Annunzio-Roman »Der Granatapfel« von Hermann P. Piwitt

an Konkret

Nackte, Rote von Hermann L. Gremliza

Tamilen und Spätzle von Michael Lichtwarck

Flüchtlinge in der BRD. In Augsburg. In der Proviantbachstraße. Haus Nummer 10

»Asylanten«? von Bernhard Schneidewind

»Chile ist jetzt frei«»Das Ausgehverbot bringt auch viele Vorteile« von Wolfgang Albers

13 Jahre noch dem blutigen Putsch in Chile haben auch die westdeutschen Christdemokraten begriffen, daß es sich einfach nicht mehr ziemt, die Pinochet-Junta als ein strahlendes Beispiel demokratischer Erneuerungsversuche darzustellen. Heiner Geissler geht schon auf Distanz. Anlaß genug, an die einstigen Sprüche und Bekenntnisse zu erinnern.

Der Emigrant von Uwe Herzog, Christina Lemos

Am 10. September bekam der millionste Gastarbeiter in Köln ein Moped geschenkt. Wo ist er geblieben? Wo findet man ihn? Die Geschichte des Zimmermanns Armando Rodrigues-Sa schrieben Uwe Herzog und Christina Lemos auf

Sag mir wo die Tunten sind von Günter Amendt

Und es gibt sie doch: Homosexuelle in der DDR. Protokoll einer Tagung in Jena

Der Strass von Jutta Voigt, Fritz-Jochen Kopka

Miss Albena - Vorstellungen einer Schönheitstänzerin

Magazin

Bücher von Peter Krauß

Adams Blick in Evas ZukunftMutter, Madonnen, Huren und Hetären von Klara Obermüller

Es ist eine böse Geschichte, die da in der Hamburger Kunsthalle präsentiert wird: die Geschichte einer verpaßten Beziehung, einer zerstörten Harmonie - die Geschichte von Mann und Frau.

»Ouhh hou hou hou. Tschernobiiiil« von Claudia Roth, Jürgen Reents

Runde 800.000 Mark brachten die wiederaufbereiteten Deutschrocker dem Oberpfälzer Widerstand ein. Und wenn's nur das gewesen wäre? Claudia Roth und Jürgen Reents waren beim WAAhnsinns-Festival in Burglengenfeld

»Scheiße, was haben die bloß mit meiner Musik gemacht«? von Christian Rentsch

Der nigerianische Musiker Fela Anikulapo Kuti

Von Eisenstein zu Pumuckl von Hans-Joachim Schlegel

Als Antwort auf den US-Ballermann haben die Russen nun einen Taiga-Rambo. Aber auch sonst sind Trivialstücke á la Hollywood in den Kinos von Moskau, Prag

und Budapest gut placiert. »Filmkunst« findet auch dort immer weniger Zuschauer

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Ironie am Bau von Rudolf Schilling

Über die Architektur, die Möbel und Objekte von Trix und Robert Haussmann, Zürich. Ferner über die Frage, ob es gestattet sei« von der Serviette zu essen und sich mit dem Teller den Mund zu wischen. Sowie über die andere Frage, ob die Welt spinnt oder diejenigen, die es von ihr behaupten.

Grabe, wo du stehst von Georg Fülberth

Als die Linke auf der Suche nach intakten Verhältnissen die Themen Heimat und Alltag entdeckte, entstanden die »Geschichtswerkstätten«. Deren Forderung noch »Spurensicherung« und »aktiver Erinnerungsarbeit« war zumeist noch auf politische Aktionen bezogen. Inzwischen ist die »Neue Geschichtsbewegung« im Freizeitangebot sozialdemokratischer Ortsvereine und brav wie Hausmusik. Das Ende für die Barfußhistoriker?

Ist es auch WAAhnsinn, so hat es doch. Methode von Michael Kunitzsch

Über die singende Sozialdemokratie

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 09/86, S. 4

von Konkret

1. Stunk in der Redaktion der »Frankfurter Allgemeinen«: Nachdem der Redakteur Maetzke seine tiefe Befriedigung über den Contra-Mord an dem Freiburger Brigadisten Bernhard Koberstein hatte kundgeben dürfen, schlug der für Religiöses zuständige Redakteur Reumann zurück - nicht gegen Maetzke zwar, aber doch gegen den diesem nahestehenden KONKRET-Herausgeber Gremliza, dem Reumann den »FAZ«Leitartikel vom 18. August widmete:

Man muß sich von einer Kugel, die einen anderen tötet, selbst getroffen fühlen? Bundespräsident von Weizsäcker hat nach dem Doppelmord an Professor Beckurts und seinem Fahrer Groppler, den die Rote-Armee-Fraktion begangen haben soll, erschüttert gesagt, das sei »ein Anschlag auf uns alle«. Dagegen hat der Herausgeber der Zeitschrift KONKRET, Gremliza, wütend eingewandt: Nie sei ein Opfer »nach so allgemein verständlichen Kriterien ausgesucht worden«, nie hätten »wir alle« weniger Grund gehabt, uns »persönlich betroffen« zu fühlen. Scharfer läßt sich der Unterschied zwischen den Freunden und den Feinden unserer Demokratie nicht fassen: Die einen sehen in dem Attentat einen Anschlag auf die Menschlichkeit, weil Mord Mord bleibt, ob er nun einem Gesinnungsgenossen oder einem Gegner gilt.. Die anderen halten »tötende Gewalt« für eine angemessene Waffe, sofern sie die erwünschte politische Wirkung zeigt, und die beginnt für sie, wenn niemand trauert.

Wenn blind gemordet wird, muß auch Herr Jedermann sich bedroht fühlen, er wird sich also mit den Opfern gegen die Mörder solidarisieren. Den linksavantgardistischen Zirkeln ist die Erleichterung darüber anzumerken, daß die Terroristen diesmal nicht, wie so oft in den vergangenen Jahren, wahllos getötet haben. Zwar sichert sich zum Beispiel Gremlizaformal gegen den Vorwurf ab, er wolle den Mord an Beckurts und Groppler noch einmal publizistisch wiederholen. Aber umso suggestiver vermittelt er den Lesern von KONKRET den Eindruck, diesmal habe es den Richtigen erwischt...

Reumann preist sodann die Skrupel jenes »Mescalero«, der 1977 an der Richtigkeit seiner »klammheimlichen Freude« über den Mord am Generalbundesanwalt Buback gezweifelt habe: »Gremlizas Reaktion wirkt heute keineswegs so selbstkritisch. Hat sich etwas geändert?« Um dies zu ergründen, ist Reumann ins Archiv gestiegen:

Diese Kritiker haben Buback und Beckurts gar nicht gekannt.. Ihnen genügt es, daß sie beide als Repräsentanten des von ihnen gehaßten »Systems« einordnen konnten, einer »Ausbeutergesellschaft«, die »programmierten Mord« (zum Beispiel am Arbeitsplatz) betreibe - so Gremliza 1977... (Sie sprechen) den Repräsentanten des von ihnen gehaßten »Systems« die Qualität ab, betroffen und damit menschlich zu sein. Wer darüber empört ist, dies sei ein schizophrenes Verständnis von Menschlichkeit, darf keine klammheimliche Freude über den Tod des Freiburger Kommunisten Koberstein in Nicaragua hegen. Anspruch auf Mitgefühl und Anerkennung seiner Eigenart hat, bei aller denkbaren Kritik an seinen Handlungen, auch der Gegner - und nicht erst, wenn er tot ist.

Reumann hat es dem Kollegen also deutlich gesagt, obwohl er den Maetzke nicht beim Namen nennen durfte, sondern immer wieder auf Gremliza auswich, den er freilich herzhaft verstümmeln mußte, bevor er zum Ersatz-Maetzke taugte. Denn anders als Maetzke, Reumann und die »FAZ« macht Gremliza keinen solchen Unterschied zwischen Mord und Mord, daß er wochenlang über den einen toten Rüstungsmanager trauerte und die Berge von Leichen auf den Straßen der der »F.A.Z« befreundeten Diktaturen als Preis für die Verteidigung des Exports hinnähme, ob mit Maetzkes klammheimlicher Freude oder mit Reumanns frömmelnder Ignoranz. Das ist der Unterschied zwischen den Freunden der Demokratie und den Freunden »unserer Demokratie«, in deren Zeitungen die Waffenproduzenten inserieren, weil ihre Redakteure alle »tötende Gewalt« so inbrünstig zu geißeln verstehen.

2. Der Metropolit von Bonames, Daniel Cohn-Bendit, hat in seinem Weltstadtmagazin, das mit einem staatlichen Kredit von 260 000 Mark endlich auf eine Auflagenhöhe gebracht werden soll, die dem Verkauf von KONKRET an den Bahnhofskiosken entspricht mal wieder ein bißchen lauteren Wettbewerb probiert, der, da es auch in Frankfurt zwei KONKRET-Leser gibt, nicht unkommentiert bleiben soll. Zitat »Pflasterstrand«:

Um KONKRET ranken sich die Gerüchte, daß das Blatt im Herbst dichtmachen will.

Das könnte hinkommen - nicht gerade in diesem Herbst, aber vielleicht doch in jenem, in welchem der Gerichtsvollzieher die Bürgschaften pfändet, mit denen die beiden Frankfurter KONKRET-Leser in diesen Tagen den 260.000 Mark-Kredit abgesichert haben. Sie werden sich KONKRET dann nicht mehr leisten können.

3. In KONKRET 7/86 hieß es über eine Genossenschaft, die nicht nur mit guten Absichten gegründet worden ist, sondern auch gute Umsätze vorweisen kann:

»In der baskischen Kleinstadt Mondragon, 80 Kilometer südlich von Bilbao, funktioniert seit nunmehr dreißig Jahren eine Genossenschaft, die Umsatz macht wie ein Konzern, und die dennoch vorrangig lohnt für die Beschäftigten, die auch die Teilhaber sind.«

Mehr noch: den Radsportinteressierten ist nicht entgangen, daß auch in diesem Jahr wieder unter den diesmal 21 Mannschaften, die an der »Tour de France« teilnahmen, eine gut mithielt, die auf ihren Trikots gut sichtbar für FAGOR Werbung machte. FAGOR ist die Genossenschaft in Mondragon, die bereits seit 1967 im Radsport engagiert ist und damals Luis Ocana verpflichtete, der 1973 die Tour gewann.

Der werbeträchtige Spaß, einen eigenen Rennstall zu besitzen, kostet die Genossenschaft im Jahr etwa drei Millionen Mark. In diesem Jahr belegte die Mannschaft von FAGOR im Schluß-Klassement nach Punkten den fünften und nach der gefahrenen Zeit den sechsten Rang. Die 15. Etappe von Carcassone nach Nimes wurde gar von dem Belgier Franck Hoste im FAGOR-Trikot gewonnen.

Konkret 09/86, S. 6

Peter O. Chotjewitz

Buch des Monats: Der Traum eines Lüstlings im reifen Alter

über den D'Annunzio-Roman »Der Granatapfel« von Hermann P. Piwitt

Der erste Eindruck ist bestechend. Hermann Peter Piwitts neuer Roman »Der Granatapfel« geht runter wie Manna und sollte bei entsprechender verlegerischer Promotion weggehen wie warme Semmeln. So sprachgewandt, einfallsreich und unterhaltsam, so artistisch und zugleich mühelos lesbar schreibt kaum einer, der in den letzten Jahren zu Potte kam. Piwitt ist tief eingetaucht ins Italien des fin de siècle und man sieht das Resultat soviel taucherischen Fleißes direkt vor sich, als Filmschnulze kostbar und kostspielig verfilmt, vielleicht von Schlöndorff im Stil einer Liebe von Swann - besser noch nach Art des Todes in Venedig oder »Der Leopard« von Visconti, wenn der noch leben würde.

Wer je die schöne Welt der Edlen und Reichen, der Jeunesse dorée vergangener Epochen zum literarischen Gegenstand gemacht hat, weiß, was für eine mühevolle Archivarbeit so etwas erfordert, und dann erst das Feilen an der verbalen Darstellung des in Abbildungen und verblaßten Fotografien verwahrten Glanzes der guten, alten Zeit, in der noch mit comment gemordet wurde und die Flugzeugführer weiße Handschuhe trugen, wenn sie ihre Bömbchen ins Ziel brachten. Und auf dem Rückflug sofort - Zitat Piwitt: »Telegramme über Funk an unsere jeweilige Flamme unten, und das königliche Telegrafenamt übermittelte auch die heißesten Küsse ausnahmslos. Chevaliers der Lüfte, die wir waren. Einsame Adler.«

Was Piwitt als Autor leistet, ist freilich mehr als Abbildung und pure Beschreibung. Er verwandelt sich den Dingen an - den italischen Landschaften, Wolken, Meeren, Horizonten und Bergketten, den Märkten, Plätzen und verwinkelten Gassen, den Wirtshäusern und Stuben, Nobelsalons und Palazzi von Proustscher Pracht, den Kutschen, Schmuckstücken, Kleidungsstücken und Utensilien, die er in immer neuen Bildern vorführt. Piwitt selbst liebt den dekadenten Schlendrian und das süße Leben, den durchgestilten Outfit seines Helden und Erzählers, die amourösen Abenteuer in Absteigen und edel garnierten Liebesnestern, die Soupers zu zweit mit stets üppigen Damen und die prächtigen Empfänge bei Fürstinnen, den Ruhm und die Skandale, die Gerichtsvollzieher und die überstürzten Fluchten vor hartherzigen Gläubigern und gehörnten Ehemänner. »Der Granatapfel« ist der Literatur gewordene Traum eines Lüstlings im reifen Alter, der selber nie ein verführerischer, massenhaft begehrter Frauenheld, süßer Sünder und lockerer Leichtfuß war, wie der Held dieses Romans - vor allem niemals ein latin lover und mediterraner Macho, gefeierter Kriegsheld voller tendenziell faschistischer Männerphantasien, wie der Held dieses Buches. Sich eine andere, undenkbare Identität ausdenken, das Unmögliche sich ausmalen als moralische Ausschweifung: das ist das Geheimnis der Faszination dieses Buches.

Worum geht es? In erster Linie um »Thema Nr. 1 «, wie man früher zu sagen pflegte. Die Frauen. Ihre Kleider, ihre Unterkleider, was darunter ist und was danach kommt. Piwitts Held kann nicht genug davon kriegen: »Weich wogte und floß ihr Körper über die Kissen. Das Fleisch allein hat Seele.« Sein Name sei »Taumaturga«, was man sogar übersetzen könnte: Der Wundermacher. Taumaturga, Gabriele, geboren 1863 an der Adria als jüngster Sproß der begüterten Familie Rapagnetta, genau wie der italienische Dichter Gabriele D'Annunzio, erweist sich früh, kaum dem Internat entronnen, als Wunderkind im Verseschmieden, genau wie D'Annunzio, begibt sich nach Rom, wo »der Dichterknabe von der literarischen und mondänen Welt sofort begeistert begrüßt wurde«, »e visse la sua ora gioconda«, das heißt: »und verbrachte seinen heitersten Lebensabschnitt zwischen den Redaktionen des Capitan Fracassa, der Cronaca bizantina (die er ab 15. November 1885 auch redigierte) und der Tribuna (bei der er von 1884 bis 1888 unter verschiedenen Pseudonymen die Gesellschaftsrubrik leitete», wie es in einem Artikel der Enciclopedia italiana über D'Annunzio heißt und das gilt auch für Piwitts Taumaturga. Im Grunde ist der Roman eine 244-seitige Folge von Variationen der zwei folgenden Zeilen des zitierten Artikels, denen zufolge der Doppelheld in den elegantesten Salons seiner Zeit verkehrt habe: »passando dalla composizione di una poesia ad una experienza amorosa«. Zu deutsch: Immer hin und her zwischen Schreibtisch und Bett, Lyrik und Liebe - was Piwitt halt, wie gesagt, viel hübscher ausdrückt. Da schwappen schon dem Milchknaben in der heimischen Wiege die üppigen Brüste der Tanten entgegen, rascheln die Unterröcke, blitzt die Seele aus sämtlichen Dessous, entladen sich die vollen Mieder, verwandeln sich Venushügel in Hostien, jagt eine Bettszene die andere, liebt der Dichter nach der Devise: Ein hungriger Wolf ist ein schlechter Liebhaber. Vor dem Tätatät mit der Geliebten erst mal woanders Tätärätä machen und vor allem nie mit der Ehefrau ins Bett gehen: »Eine Frau, die man liebt, heiraten, ist schlimmer, als eine Nachtigall ausstopfen« oder: »Wieder einmal bewahrheitete sich, daß man eine Frau am besten erzieht, indem man sie vernachlässigt.« Der alte nichtsnutzige Literatentraum, einmal einen Edelporno zu schreiben, ganz ohne Aufbau und Handlung. Einfach nur eine Nummer nach der anderen.

Wer nicht weiß, wer D'Annunzio war, könnte meinen, Taumaturga, sei nichts als ein dichtender Schürzenjäger gewesen, so spärlich verstreut und kaum auffindbar sind die Hinweise auf gelegentliche anderweitige Tätlichkeiten des Helden in Piwitts Roman.

Mir persönlich wäre ein angemesseneres historisches und politisches Unterfutter nicht Unrecht gewesen und es hätte den Roman sicher auch spannungsreicher gemacht. So wie die Geschichte dasteht, läßt das Interesse nach 100 Seiten doch

etwas nach, wenn feststeht, daß es immer so weitergeht. Im übrigen wäre es vielleicht auch Christenpflicht gewesen, etwas mehr über den wirklichen Taumaturga herauszulassen. Er war immerhin keine uninteressante Figur der Zeitgeschichte. Ein Mensch mit enormem gesellschaftlichen Einfluß, dem eben nicht nur die Prinzessinen und Salonlöwen, die später zum Faschismus übergingen, zu Füßen lagen, sondern auch die Volksmassen zujubelten; dessen Werke, wie der Roman »Il Piacere« bis in die 50er Jahre Pflichtlektüre waren und der auch die italienische Literatur nachhaltig beeinflußt hat. Mitglied des italienischen Parlaments von 1897 bis 1900 als »député de la Beauté«, wo er auf der extremen Rechten saß, bis er nach zwei Jahren unvermittelt zu den Sozialisten überwechselte - hingerissen von der Schönheit einer ihrer Kampagnen -, denen freilich auch Mussolini als Schriftführer des »Avanti« angehörte. Schon vor dem ersten Weltkrieg erwies er sich mit zwei Dichtungen als Kriegstreiber, vor allem gegen Österreich, und als Beutekrieger, der den Griff nach Nordafrika propagierte. Sofort nach Ausbruch des Krieges plädierte er heftig für die Beendigung der italienischen Neutralität, hielt mitreißende Volksreden, verzichtete auf die angebotene Rückstellung und trat freiwillig der Marine, später der Luftwaffe bei, wo er es zum gefeierten Kriegshelden brachte. Vor allem Fiume hätte deutlicher herausgestellt werden können: D'Annunzio, der Freicorpsmann, der in der Nacht vom 11. zum 12. September 1919 mit 287 Freiwilligen den an Yugoslawien verlorenen Kriegshafen Fiume zurückeroberte, nachdem er eine seiner mitreißenden Reden gehalten hatte. »Wem gehört Fiume?! « - »Uns! « (vielstimmig). »A noi« wird später das »Heil Hitler« der italienischen Faschisten.

Ich gebe zu: Das wäre ein anderer Roman geworden und für diesen D'Annunzio hätte Piwitts Erzählperspektive vermutlich keinen Raum gehabt. Sein Roman ist ein Monolog des 80jährigen Taumaturga, der unmittelbar nach Ende des zweiten Weltkriegs einem unsichtbaren Zuhörer bald stockend, bald hinreißend flüssig seine »wahre« Lebensgeschichte erzählt. Es ist Piwitts gutes Recht, »ein Leben voller impressionistischer Sinnlichkeit zu erdichten« (Verlagswerbung), ohne Rücksicht auf die andere Realität seines Vorbildes. Hauptsache, die Geschichte stimmt in sich und ist gut geschrieben. Die Kriterien für die Beurteilung eines Romans können nie etwas sein, das nicht darin enthalten ist.

Hermann Peter Piwitt. Der Granatapfel. Roman. Hoffmann und Campe Verlag, 224 Seiten, 28 DM. Der Politiker und Kriegsheld Taumaturga kommt übrigens in einem 2. Band zu Wort. Und der ist in Arbeit.

Konkret 09/86, S. 8

an Konkret

TELLERRAND

KONKRET 7/86: »A HARD RAIN« VON GÜNTER AMENDT ÜBER KOMMUNISTEN UND ATOMENERGIE

Klar, mit der Parole »Abwracken der Atommeiler in Ost und West« kommt man gut an. Aber würdest Du wirklich den Cubanern empfehlen, ihr mit sowjetischer Hilfe gebautes AKW sofort abzuschalten? Sollen die Sowjets jetzt das Öl, das sie nach Nicaragua liefern, um die Yankee-Blockade zu durchbrechen, selbst verfeuern? Oder empfiehlst Du den Menschen in den sozialistischen Ländern, von der dritten Welt ganz zu schweigen, jetzt »Konsumverzicht«?

Nur eine Zahl: Für 1,5 Milliarden Menschen ist z. Zt. Brennholz die einzige verfügbare Energiequelle. Was das Abholzen der Wälder für ökologische Folgen hat, kannst Du Dir ausmalen. Soll das so weitergehen? Oder brauchen wir im Weltmaßstab vielleicht doch (zumindest als Übergangsenergie bis das größte Elend auf dieser Erde beseitigt ist) die Atomenergie? Welche Alternativen gibt es heute für die Sowjetunion und für die dritte Welt?

Die Diskussion muß geführt werden, auch wenn sie manchmal nicht gerade populär ist. In der UZ (die Du ja so schön zum Buhmann aufbaust) findet diese Diskussion statt. Trotz aller Sorgen und Ängste, die uns hierzulande nach Tschernobyl befallen: Gerade die Kommunisten haben die Pflicht, über ihren nationalen Tellerrand hinauszuschauen. Besonders wenn sie in einem der reichsten Länder der Erde leben, wo der Ausstieg aus der Atomenergie tatsächlich eine vernünftige und realistische Perspektive ist.

WOLFGANG MÜLLER

DÜSSELDORF

Die Einschätzung der »UZ« in dem Artikel durch Günter Amendt spricht mir aus dem Herzen. Mich selber hat es mit Befremden berührt, wieso diese Zeitung, auch meine Zeitung, plötzlich Wissenschaftler und Lobbyisten der Atomenergie (insbesondere der Strahlenschutzkommission) zur Entwarnung des Unglücks von Tschernobyl, was die Strahlung angeht, herangezogen bzw. zitiert hat.

In diesem Zusammenhang hat Amendt richtig erkannt, daß es ein Unding ist, Naturwissenschaftler als kompetente Kräfte gegen SDI und Rüstung anzuführen und ihnen andererseits die Kompetenz teilweise abgesprochen wird, wenn es um Kernenergie geht.

MICHAEL MIRRACH

HAMBURG

Endlich mal ein Fettauge auf der ideologischen Wassersuppe, die unsere Genossen seit zwei Monaten aufwärmen und in der UZ unters Parteivolk bringen.

Nur begriffliche Klarheit und intellektuelle Anstrengung kann uns helfen, eine Solidarität mit den Ländern des realen Sozialismus zu entwickeln, die nicht pauschal und verträumt ist, sondern prinzipiell und kämpferisch.

Der Artikel ist ein wichtiger Beitrag dazu, daß unsere Partei »mehr noch als bisher eine diskussionsfreudige und streitbare politische und geistige Vorkämpferin, insbesondere unter allen linken und anderen demokratischen Kräften sein« kann.

VOLKER BENAD-WAGENHOFF

FRANKFURT u. 15 weitere Unterschriften

Die Zeitschrift KONKRET hat einen unbeschreiblichen Dienst geleistet: Sie hat gezeigt, daß wir Kommunisten nicht nur »Eiertänzer« sind, wenn es um die Frage der AKW's geht. Der Amendt-Artikel ist umso wichtiger für uns, weil unsere Zeitungen uns für unmündig erklären, indem sie unsere Leserbriefe und Meinungen nicht abdrucken. Mit der KONKRET in der Hand auf zu einer AKW und atomwaffenfreien Welt!

ANDREAS SCHIKORA

BERLIN

ERGÄNZUNG

KONKRET 8/86: »PU 239« DETLEF ZUM WINKEL AUF SPURENSUCHE IN DER STRAHLENWOLKE

Wenn schon Jod, Caesium, Strontium, Plutonium, dann aber auch Ruthenium! Selbiges lag in Offenbach am 4.5.86 strahlenmäßig an der Spitze aller gemessenen Elemente, und in schwedischen Filtern sammelten sich fast reine Rutheniumpartikel. Leider umgekehrt proporational dazu verhielt sich die Information über diese Substanz. Fündig wird man in den 50er Jahren in der UdSSR. Als der Koreakrieg noch tobte, wurde in russischen Laboratorien die chronische Toxizität von Caesium, Strontium und Ruthenium erforscht. Ruthenium 106, subcutan verabreicht (welches spielende Kind schürft sich nicht die Knie auf?), sammelte sich im Knochen an und zeigte die höchste Toxizität durch Umwandlung in den starken Strahler Rhodium 106. Diese und andere Resultate - Aufnahme aus Darm und Lunge - veranlaßten die »Sofjets« damals dazu, die maximal erlaubte Konzentration im Trinkwasser um 9! Zehnerpotenzen im Vergleich zum amerikanischen Wert herabzusetzen. 10-7uC/L zu 10-4C/L. Leider haben sie inzwischen wohl ihre eigene Forschung verdrängt.

Literatur: »Toksikologiya radioaktivnykh veshchestv« Eds.: A.A. Letavet und E. B. Kurlyandskaya, Moskau Medgiz, 1957; engl. Übersetzung: Pergamon Press, Oxford, London, Paris, New York, 1962

WINFRIED KESSLER

Biochemiker

TÜBINGEN

MÄRTYRER

KONKRET 8/86: »BEISPIEL STRASSLACH« HERMANN L. GREMLIZA ZUM MORD AN SIEMENS-MANAGER BECKURTS

Gremliza irrt, wenn er meint, »selbst die Gewaltfreiesten der Gewaltlosen« zeigten keine »Neigung, sich mit Abscheu abzuwenden« von der Straßlacher Tat. »Die Grünen verurteilen den abscheulichen Mord an Karl Heinz Beckurts... Mord und Gewalt seien... kein Mittel der politischen Auseinandersetzung« (SZ, 10.7.86). So geht Parteinahme für die einzige erlaubte Gewalt, die Staatsgewalt nämlich; auf Gehorsam ihr gegenüber wollen auch die Grünen jeden festlegen.

Die Leute lassen sich also doch »jede Scheiße einreden«, nämlich die, daß es eine Staatsgewalt braucht, die sich durchsetzt und für Ruhe und Ordnung sorgt. Diesen Schluß legen »Abkocher« von Wahlstimmen aus jeder Partei dem Bürger nahe, ungefähr nach dem Motto »Jede Gewalttat ein Grund zur Ermächtigung der einzig legitimen Gewalt: der Staatsgewalt«.

Die »Gemeinsamkeit der Demokraten« gibt es sehr wohl, nämlich gegen alle, die die Demokratie als die zum Kapitalismus passende Herrschaftsform begreifen. Der Tod des Managers Beckurts wird deshalb entsprechend funktionalisiert: ein Märtyrer der über jede Kritik erhabenen Dinge SDI, AKWs mit »Restrisiko«, Wissenschaft im Dienst des Geschäfts, nicht zu vergessen Rechtsstaat und Demokratie.

A. M.

MÜNCHEN

(Name d. Red. bekannt)

Wir möchten Euch bitten, uns weiterhin keine KONKRET-Ausgaben mehr zuzuschicken. Konkreter Anlaß, wenn auch nicht der einzige Grund für diese Abbestellung ist Eure letzte Ausgabe. Die Sympathiemache für die RAF ist wirklich unerträglich. Polemik, die sich über den Tod zweier Menschen lustig macht, diesen widerlichen Mord so dreist verharmlost und dagegen aufrechnet, wo gegen uns überall Gewalt angewandt wird, gehört in den Müll und nicht in eine Zeitung.

Eine Schmerzschwelle ist hier überschritten!

ROLF DENNES

Fachschaftsreferent Fachbereich Wirtschaftswissenschaften Universität ESSEN

Wenn deutsche Minister oder Herr von Weizsäcker Reden halten, wenn deutsche Richter Recht sprechen, dann kehrt immer, immer ein Satz wieder, - und der heißt so:

»Das deutsche Volk ist einmütig des Glaubens ... «

Dieser Satz ist eine Anmaßung und eine Lüge dazu. Es gibt kein »einmütiges deutsches Volk«.

Es geht ein tiefer Riß durch die deutsche Nation, und niemand ist heute berechtigt, als Sprecher für das gesamte Volk aufzutreten.

Wir nicht: denn unserer Friedenssehnsucht, unserer schärfsten Ablehnung des Soldatenmordes und der Kriegsschlachterei stehen kräftige und herrschende Schichten des deutschen Volkes gegenüber, die den Krieg und die Anarchie zwischen den Staaten wollen.

Die andern nicht: denn unmittelbar neben ihren Trompetenfanfaren, ihren Posaunenstößen und ihrer Lust an viehischer Unterordnung und an viehischer Überordnung gibt es uns.

Es gibt zwei Deutschland.

Wir verbitten es uns aber, daß irgend einer - sei es der Präsident oder ein Minister oder ein Richter - seine und nur seine Auffassung als die allein gültige ausschreit. Dazu hat er nicht das Recht, - niemand hat ihn dazu beauftragt. (Kurt Tucholsky)

KLAUS HÜBOTTER

BREMFN

Lieber Gremliza, nehmen Sie meinen Applaus für »Beispiel Straßlach« entgegen.

JÖRG SCHRÖDER

MÄRZ VERLAG

HERBSTEIN-SCHLECHTENWEGEN

HINTERGRÜNDE

KONKRET 8/86: »GEWALT UND POLITIK« WOLFGANG POHRT ÜBER DIE UNMÖGLICHKEIT GEWALTLOSER POLITIK

Hätte die RAF sich mehr mit den Hintergründen tatsächlich stattgefundener Revolutionen beschäftigt, dann hätte sie ihr Scheitern sicher vorhersehen können. Die RAF war von Anfang an nicht revolutionär, und es hat in dem Fall wenig Sinn zu fragen, wer da der größere Terrorist ist.

So stimmt es zum Beispiel, daß Firmen der BRD sogar Stacheldraht in Staaten wie Chile liefern. So gesehen sind sicher die RAF-Mitglieder die kleineren Terroristen gewesen. Diese Erkenntnis nützt aber nichts, denn es geht ja hier um die Frage, was tatsächlich revolutionär ist und nicht darum, wer der größere Terrorist ist.

RUDOLF JAX

SALZBURG

SCHÖN GRUSELIG

KONKRET 7/86. »KAHL MACHT ERNST«, SEITE 3, »KONGRETCHEN«

Ich möchte Euch mal ein großes Lob zollen, daß Ihr den großartigen Ernst Kahl mit seinen Seiten für das aufgeweckte Kind und mit einem Startcartoon in jedem Heft habt. Es ist jedes Mal eine schöne, manchmal auch gruselige, aber immer gute Abwechslung zu den Themen in Eurem Heft.

Weiter so, Herr Kahl -

weiter so KONKRET..

GUDRUN BERSTERMANN

EBERDINGEN

INTERESSE

KONKRET: KLATSCHKOLUMNE »BRONISLAW SWATILOW«

Ich, Lydia Stumm, 30jährige Angestellte (led., 1 Mann, 1 Kind) in Nordhessens Metropole Kassel, verfolge mit lebhaftem Interesse die Ereignisse um Bronislaw Swatilow.

Nun endlich die lang gehegte Frage:

Was macht die Ehefrau des Stahlkochers, wie geht's den Kindern?

LYDIA STUMM

KASSEL

WAHRHEIT

KONKRET 8/86: »GANGSTER-STAAT«, INTERVIEW MIT NOAM CHOMSKY

Endlich einmal erscheint die Wahrheit über die Entstehung und Existenz des »gottgesegneten« Landes USA. Jetzt wissen wir, daß Gott ein Terrorist (gewesen) sein muß ... ! Der Chomsky-Talk ist »top«!

AXEL ROSFNBERG

BREMEN

Konkret 09/86, S. 10

Hermann L. Gremliza

Nackte, Rote

Frau O., Rechtsanwältin in Hamburg, wird verhaftet. Sie wird von den Strafverfolgungsbehörden verdächtigt, ihrem Mandanten P. eine Waffe ins Untersuchungsgefängnis geschmuggelt zu haben. Wie die Verhältnisse sind, begründet dieser Vorgang ein öffentliches Interesse, das von der Presse wahrgenommen werden kann. Die bei weitem größte Zeitung des Landes hat das wie folgt getan:

Dienstag, 12. August. Schlagzeile: *Anwältin nackt mit Kindes-Entführer im Bett. Text: Als vier Polizeibeamte nachts um L15 Uhr (hier der vollständige Name) aus dem Bett im L Stock ihrer Villa am (hier die Adresse) holten, lag neben ihr auf dem braunen Laken ein großer kräftiger Mann: Ein verurteilter Kindesentführer. Die Anwältin und der Mann mit den kurzen Locken waren nackt.*

Mittwoch, 13. August. Schlagzeile (trotz Jahrestags): *Pistole, Pinzner, Peitsche - Das Geheimnis der schönen Anwältin. Text: Die schöne Anwältin* (hier der vollständige Name), *39, entwickelt sich im Killer-Skandal zur wichtigsten Figur.... Letzte Spekulationen: Sie soll ein Verhältnis mit Pinzner gehabt haben. Sie habe sich bei der Liebe gern quälen lassen. Die Verteidigerin habe mit ihren bekanntesten Klienten... ein Verhältnis gehabt. Ein Aufseher prahlte: »Die Dame kommt manchmal mit hochrotem Kopf und etwas derangiert aus der Vernehmungszelle. Dann atmet sie heftig.« Ein Villen-Nachbar behauptet: »Wir hörten oft Streit zwischen ihr und ihrem Mann. Der brüllte dann zurück.- 'Du willst ja nur, daß ich dich wieder auspeitsche!'«*

Freitag, 15. August. Schlagzeile: *Die Anwältin - 100 Häftlinge träumten von der Sexbombe. Text: Die schöne, verhaftete Pinzner-Anwältin* (hier der vollständige Name), *39, war die sexuelle Traum-Frau in Hamburger Gefängnissen. Um sie ranken sich Knast-Legenden, schwüle Gedanken. Ein Ex-Häftling, 54 (davon 17 Jahre hinter Gittern), zu `Bild': »Alle haben von diesen langen Beinen, diesen blonden Haaren geschwärmt. Mindestens 100 waren verrückt nach ihr!« Der Ex-Häftling traf sie einmal in einer kleinen Zelle, in U-Haft. Sie war Pflicht-Verteidigerin: »Ich habe mich sofort in sie verliebt. Ich kleiner Dieb hatte leider bei ihr keine Chance.« Anscheinend hat die blonde, zierliche* (hier der vollständige Name) *den einsamen Männern in ihren Zeiten den Kopf verdreht. Ein St. Rauli Zuhälter: »Ich war so verknallt in diesen sinnlichen Mund. Ich wollte sie so gerne haben, ganz schnell.« Ein Zellenkumpel... Ein Kokain-Dealer.-... Der Ex-Häftling zu 'Bild'. »Wir haben sogar beim Duschen, beim Einseifen über sie geredet, ganz eindeutig - wie das wäre, wenn wir sie alle hätten.«*

Der kleine Dieb hat seine Chance dann noch bekommen: in jenem Abort eines Schweinebordells, das die größte Materialisierung der Idee der Pressefreiheit in diesem Staat darstellt. Und in nur fünf Zentimeter Entfernung von den Antworten, die der Erste Bürgermeister der Freien und Hansestadt am »Bild-Telefon« gegeben hat: *Das Telefon klingelte ohne Pause, konzentriert beantwortete Dohnanyi (dunkelblau gestreifter Anzug, gestreifte Krawatte) eine Stunde lang Fragen der »Bild«-Leser.... Nach der Telefon-Aktion besuchte der Bürgermeister noch kurz »Bild«-Redaktionsdirektor Günter Prinz und Chefredakteur Horst Fust...*

Dies ist schon ein Teil der Antwort auf die Fragen, die den Wissenden auf der Zunge liegen: Warum befaßt er sich mit diesem Dreck? Will er uns immer noch einmal erzählen, was uns doch so langweilig bekannt ist? Daß eine Zeitung - und, zugegeben, die größte des Landes - jede Jauchegrube überstinkt? Denn es muß etwas zu bedeuten haben, wenn ein vornehmer Sozialdemokrat dunkelblau gestreift dorthin drängt, wo gestern noch braune Laken beschnüffelt wurden; wenn in derselben Woche sein Senat den Verlegern Gruner & Jahr (»Stern«, »Brigitte»), Heinrich Bauer (»Praline«, »Neue Revue«), Bucerius (»Zeit«) und eben Springer (»Welt«, »Bild«) das Recht einräumt, in Hamburg gemeinsam einen privaten Rundfunksender zu betreiben; wenn sich die mit Liberalität und Seriosität ihrer Blätter hausierenden Verleger zur Ausbeutung der Unterhaltungsbedürfnisse mit der journalistischen Unterwelt verbünden; und wenn, zur gleichen Zeit, die hochfeine »Frankfurter Allgemeine« die Grenzen zwischen »den Freunden und den Feinden unserer Demokratie« so zieht, daß sie Leute wie mich von allen anderen, den Anständigen, trennt.

Diese Einteilung freute mich, der klare Verhältnisse schätzt und das Pack lieber auf einem Haufen vor sich sieht als in ein halbes Dutzend hübsch differenzierte Formationen aufgefächert, deren jede reklamiert, das Bundesverdienstkreuz um ihren Hals sei aus anderem Blech gestanzt oder gar aus anderem Grund verliehen als das auf der Brust des Hamburger Redaktionsdirektors bzw. Frankfurter Herausgebers. Das neue, machtvolle Bekenntnis zu der alten, oft vom Gezänk beim Einseifen in Bonner Runden und an anderen Orten verdeckten Gemeinsamkeit unserer Demokraten sei also gelobt. Aufregender als das, was in ihr keinen Platz hat, ist nämlich, was zu ihr gehört.

Was die Freunde unserer Demokratie ertragen, ist beispielsweise die öffentliche, unter dem Jubel einer sabbernden Menge durchgeführte Folterung einer Frau, von der mit Anstand nichts gesagt werden könnte, als daß sie bei der Polizei und der

Staatsanwaltschaft unter dem Verdacht steht, eine strafbare Handlung begangen zu haben, die ihr nicht nachgewiesen ist, weswegen sie als unschuldig zu gelten hat. Nichts als das allergemeinste Profitinteresse bietet einen Grund, ebenso anonyme wie geile Aufseher, Nachbarn und Häftlinge ihre feuchten Hände und Träume an einer Wehrlosen abwischen und diese von einem ordensgeschmückten Redaktionsdirektor auspeitschen zu lassen. Doch eben der geldwerte Nutzen des widerlichen Treibens, der uns Feinden unserer Demokratie der schärfste Vorwurf dünkt, gilt unter den Freunden als entlastend. Ihr Grundgesetz lautet, daß die Würde des Menschen unantastbar ist, es sei denn, es ließe sich mit ihrer Schändung eine Mark verdienen, in welchem Fall sie in dünnen Streifen vom lebenden Leib geschnitten werden darf.

Daß einige ihrer Freunde so krassen Gebrauch von der gemeinsamen Überzeugung machen, wird manchen Frankfurter Herausgebern und Hamburger Mitgesellschaftern nicht immer recht sein. Aber dazu, eine Grenze zwischen sich und den Kompagnons zu ziehen - und nicht die der billigen Worte, sondern die der rentablen Geschäfte -, hat es nie gelangt und wird es nie langen. Immer wieder wird H. Geißler in der »Bild«-Zeitung die Menschenwürde der Foeten verteidigen, wird Dohnanyi einen gestreiften Anzug anziehen und R. Augstein seinen Druckvertrag mit Springer verlängern (oder auch nicht, wenn einer ein besseres Angebot macht).

PS: Ich hatte vor, an dieser Stelle zu beschreiben, woran es liegt, daß die Freunde unserer Demokratie die fast schon selbstmörderischen Abrüstungsvorschläge des Michail Gorbatschow entweder ignorieren oder mit unsäglichen Lügen abtun. Beim Lesen der Korrekturfahnen merke ich, daß ich nicht allzu weit vom Thema abgekommen bin.

Konkret 09/86, S. 12

Michael Lichtwarck

Tamilen und Spätzle

Flüchtlinge in der BRD. In Augsburg. In der Proviantbachstraße. Haus Nummer 10

Augsburg.

Das Proviantbachquartier hat sich nicht gerührt.

Es ist schweigsam geblieben und mürrisch. So wie es immer war. Eine neue Straßenbeleuchtung, wie sie der Grundstückbesitzer W. verlangt hat gegen die Fremden ist nicht hingekommen. Damals, im späten 85er Sommer, sind die dunkelhäutigen Fremdlinge eilig und sehr still eingezogen in das Haus Proviantbachstraße Nummer 10, sind verschwunden darin samt ihres zusammengeschnürten Bettzeugs und der ewigen Plastiktüten.

Die meisten sind Tamilen, geflohen von Sri Lanka, der warmen Zimtinsel. Zu viert sitzen sie jetzt auf den Zimmern, wo es säuerlich riecht und warten. Sie warten, so wie sie immer schon gewartet haben, und manche von ihnen haben angefangen zu vergessen, worauf sie warten wollten.

Das Bundesverwaltungsgericht entschied dieser Tage, »daß die alleinige Verfolgung der tamilischen Minderheit auf Sri Lanka mit 'pogromartigen Ausfällen für den einzelnen zwar menschlich tragisch', für einen rechtlichen Anspruch (auf Gewährung von Asyl) aber 'ohne jede Bedeutung sei'« (Aktenzeichen 9 C 33.85)

Ein paar Bengalen leben auch hier, zwei türkische Familien, Menschen aus Beirut und aus Polen.

Sechsundvierzig Kinder haben die Asylanten im Haus Nummer 10. Von denen sind einige untergekommen im nahegelegenen Kindergarten. Am Erntedankfest haben sie im Kindergarten darüber gesprochen, daß man dem lieben Gott danken muß, der uns Früchte und Brot schenkt und uns satt macht, so wie wir es verdienen. Und am Sankt-Martins-Tag sind sie mit selbstgeklebten Laternen durchs Viertel gezogen und haben gesungen.

»Nach Auffassung von Susann Mayer aus Nürnberg... sollten Kindergärten grundsätzlich auch für Kinder von Asylbewerbern offen sein, falls die Kapazität ausreicht... Der Freistaat Bayern habe zwar die Empfehlung gegeben, Kindergartenbeiträge für Asylbewerber nicht zu übernehmen, sofern dadurch ein unerwünschter Integrationsprozess in Gang gesetzt würde, der Staat habe jedoch Susann Mayer zufolge die 'Mindestverpflichtung', die Persönlichkeit der Kinder zu erhalten.«

(SZ 10.2.86)

In den Zweigen der Kastanien vor dem Haus Nummer 10 hängen Plastiktüten. Nachts, wenn das Proviantbachquartier seinen dumpfen Schlaf schläft, öffnen dunkelhäutige Fremdlinge schweigend die Fenster ihres Asyls. Voll vorsichtiger Wut schmeißen sie Plastiktüten mit dem Essen der Regierung hinaus. Da liegen die Spätzle und das Toastbrot im Hof und manchmal eben bleiben die Plastiktüten in den Zweigen der Kastanien hängen.

»Es ist unglaublich, was sich diese Asylanten erlauben: Essen wegwerfen, das Millionen von Deutschen dringend nötig hätten! « schreibt einer an die »Augsburger Allgemeine Zeitung«. »Wir haben genügend Väter und Mütter, die nicht wissen, wie sie ihre Familie ernähren sollen. Wer deutsches Essen nicht 'verträgt', sollte sich auch nicht von uns ernähren lassen und in seinem Heimatland bleiben. «

Der da mit dem gesunden deutschen Volksempfinden ist gar nicht aus dem Proviantbachquartier. Der ist von Lechhausen. Wahrscheinlich, daß er Lechhauser Rentner schon mal beobachtet hat, wenn die hinten beim Einkaufscenter in den Mülltonnen kruschteln. Ach was! Doch nicht weil sie Hunger hätten. Nur so halt. Weil man Zeit genug hat als Rentner. Und weil es eine Sünd und eine Schande ist, was heutzutage frisches Obst und Gemüse weggeschmissen wird.

So einen Kopfsalat, wo man, schau her, nur aussenrum die paar braunen Blätter wegtun muß, genau so einen Kopfsalat haben sie sich gerade zum Mittagessen eingebildet. Daran müssen sie schon glauben, daß sie nicht aus Hunger in den Mülltonnen kruschteln, sondern aus Feinschmeckerei. Oder einfach, weil man es so gelernt hat, daß man nichts umkommen lassen darf.

Und soviel hätten die Fremdlinge dann auch schon lernen können, seit sie hier sind: Bei uns wird kein Essen weggeschmissen. Niemals. Außer man verdient genügend am Wegschmeißen.

»Die EG-Kommission erwägt nach Darstellung ihres Agrarkommissars Frans Andriessen ernsthaft, mindestens 150.000 Tonnen Lagerbutter an Kälber zu verfüttern, weil die Ware die Haltbarkeitsgrenze überschritten hat und bereits als ranzig eingestuft werden muß... Allein die Lagerung der EG-Butter kostet täglich 3 Millionen Mark. «

(SZ 5.10.85)

» ... wenn dem Benzin 5 Prozent Äthanol zugesetzt wird, ersetzt dies die kraftverstärkende Wirkung des Bleis... So könnte allein die Hälfte des europäischen Weizenberges über diesen Umweg als Zusatz für die jährlichen 89 Millionen Tonnen Benzin in die Tanks der Autofahrer rieseln... Nach den derzeitigen Berechnungen würde in Europa die Produktion von einem Liter Äthanol aus Weizen 1,35 DM kosten, aus Zuckerrüben käme der Liter jetzt auf 1,05 DM, je nach der Subventionshöhe für den Rübenanbau ' aus Kartoffeln auf 1,80 DM. Bei der Verarbeitung von amerikanischem Mais stehen die Literkosten bei 1,20 DM bis 1,25 DM.«

(SZ 4.10.85)

Im Proviantbachquartier jedenfalls wird kein Essen weggeschmissen. Margarine wird sparsam aufs Brot getan. Die Butter fressen die Kälber. Und Kalbsschnitzel kannst du dir im »Drei Mohren« bestellen.

»Der niedersächsische Ministerpräsident Albrecht (CDU) hat in Celle einen Großversuch zur Beimischung von Äthanol zum Benzin gestartet. Insgesamt sollen 2000 Polizeiautos einen solchen Äthanolzuschuß erhalten. 'Mit dem in dieser Größenordnung bisher einmaligen Projekt' heißt es in einer Mitteilung der Staatskanzlei, 'soll der Mineralölmarkt für Bioäthanol aus Rüben, Kartoffeln und anderen landwirtschaftlichen Produkten eröffnet werden.'«

(SZ 20.2.86)

Sie hat das schon verstehen wollen, sagt eine, die ihr Leben im Proviantbachquartier gelebt hat: Die meisten Fremden, die sie uns hergesetzt haben, sind schon arme Leute, die fliehen haben müssen. Sie hat das wirklich verstehen wollen. Aber gutes Essen wegschmeißen? Da geht ihr das Verständnis ab dafür. Eine Rentnerin kennt sie aus der Nachbarschaft, die geht jeden Tag an die Asylantentüten und holt sich heraus, was sie brauchen kann. Mit der redet sie oft. Sorgsam wägen die beiden alten Frauen, was das alles kosten muß - das Netz mit dem frischen Lauch, und die 40 Mark Weihnachtsgeld, wo die Fremdlinge doch gar keine Christenmenschen sind, und die H-Milch ist von der Sorte, die sie sich selber schon lange nicht mehr leisten kann.

Sie hat lernen müssen: Wenn eines wirklich Hunger hat, dann ißt es alles. Sie im Krieg haben manchmal nur Kartoffelschalen gehabt. Sie hat lernen müssen: Wo nichts ist, muß halt gespart werden. So hat sie es immer halten müssen. Und die anderen hier genau so. Anders kann sie sich den Kampf gegen die Armut gar nicht vorstellen. Daß sie sparen muß, weil solche wie der Glöggler und der Schnitzenbaumer ihr Erarbeitetes verfressen, darauf kommt sie nicht, wenn sie mit der Nachbarin zusammenrechnet, was in den Plastiktüten alles verfault und verkommt. Sein Sach einteilen ist ein guter Rat, wenn es das eigene Sach ist; eine nützliche Haltung für den Fall, daß es einmal dahin kommt, daß die Sparsamen den Staat regieren und es der Staat der Leute vom Proviantbachquartier ist. Damit es dahinkommt und solange noch die Fresser die Hungrigen regieren, ist nicht Sparsamkeit notwendig. Sondern Unzufriedenheit mit denen, die den Hunger erzeugen.

Die Leute vom Proviantbachquartier, die ihr Leben lang für den Textilzaren Glöggler weiche Stoffe gewebt haben und am Ende harte Hände behalten haben davon, schauen auf die Plastiktüten in den Kastanien. Dann schütteln sie die Köpfe. Was bloß suchen die Fremdlinge hier, wenn sie schon derart heiklig sind? Warum kommen sie dann her?

»Die Sozialbehörde einer bundesdeutschen Stadt hat einem Asylbewerber die Sozialhilfe um 20 Prozent mit der Begründung gekürzt, daß der Flüchtling einen geringeren Nahrungsbedarf habe als ein Deutscher... Zur Begründung sei angegeben worden, daß der Lebensstandard im Heimatland des Asylanten niedriger sei und der Asylant wegen seiner politischen Verfolgung ohnehin 'Einschränkungen' hinzunehmen habe.«

(AZ 30.8.85)

Warum sie herkommen? Im nordöstlichen Sri Lanka ist mit Bonner Entwicklungshilfe der Randenigala-Staudamm gebaut worden, ein Denkmal zivilisatorischer Tüchtigkeit. Das Gebiet, das der Staudamm einmal mit Wasser und Strom versorgen soll, gehört tamilischen Bauern. Die werden von dort verdrängt durch die staatlich verordnete Ansiedlung armer Singhalesen aus dem Süden des Landes.

Ein Mordsgeschäft für bundesdeutsche Konzerne. Von den 260 Millionen, die allein der Rohbau des Staudammes kostet, sind 200 Millionen gleich umstandslos auf die Konten der Baufirmen Dyckerhoff & Wittmann sowie Bilfinger & Berger

überwiesen worden. Sri Lanka, die warme Zimtinsel, ist ein fruchtbares Land. Wo der Staudamm das Land bewässert, wo früher Reis wuchs, blühen heute Schnittblumen. Für den Export.

Die Leute vom Proviantbachquartier haben damals, nachdem der Glöggler sie verkauft hat samt Werkswohnungen und Betriebsrenten wie eine Herde Vieh, Arbeit gefunden am Bau. Beim Thosti, beim Dyckerhoff & Wittmann und sonstwo. Wer rechnet ihnen aus, wieviel Tamilen verjagt, wieviele erschlagen werden müssen für einen einzigen Arbeitsplatz am Bau?

Bei den Hochgestellten

gilt das Reden vom Essen als niedrig

das kommt: Sie haben schon gegessen.

Brecht

Ein paar Tage, nachdem die »Augsburger Allgemeine Zeitung« pflichtschuldigst darüber berichtet hat, daß die Asylanten Essen wegschmeißen, ist im Haus Proviantbachstraße Nummer 10 eine Versammlung. Von den Fremdlingen haben sich welche hergesetzt, um über ihr Essen zu reden.

Nein, sie sind es nicht, die nachts die Plastiktüten aus dem Fenster werfen, sie nicht. Das machen andere, die vielleicht, die heute abend nicht hier sitzen. Aber egal, wer das macht: Warum, warum nur gebt ihr uns immer wieder dieses Essen? Ihr wisst doch genau, daß wir das nicht essen. Wir kennen es nicht, deswegen essen wir es nicht. Aber ihr schert euch einen Dreck, immer wieder kriegen wir dasselbe Essen.

Die sehr bescheidenen Männer und Frauen sind wütend. Sie haben geschwiegen, als die Soldaten sie geschlagen haben in ihrem Land. Sie haben geschwiegen, als man ihnen den Boden weggenommen hat, die Reispflanzen untergepflügt und die Schnittblumen gesät. Sie haben geschwiegen, als sie weggehen mußten von Sri Lanka, ihrer warmen Zimtinsel. Noch ist etwas übrig von ihrem Schweigen, wenn sie durch die Amtsstuben ziehen, die keine Ende nehmen, wenn sie immer wieder den zerfledderten Packen mit Briefen und Stempeln herausziehen, der ihnen beweist, daß sie sind, wer sie sind.

Aber hier, aber jetzt, vor den Spätzle und dem Toastbrot, da ist - sie waren selber gar nicht gefaßt darauf - plötzlich kein Stück mehr übrig von ihrem Schweigen. Mehr können sie nun nicht ertragen. Sie werden nicht essen, was sie nicht kennen. Das ist der letzte Stolz, den sie sich aufgespart haben, sie wollten ihn für eine bessere Gelegenheit benutzen. Doch nun ist es so gekommen, daß sie ihn gegen die Spätzle benutzen müssen. Und nun werden sie sich festhalten daran. Solange davon noch etwas übrig ist von diesem getretenen Stolz, solange wissen sie doch, daß sie noch Menschen sind.

So verteidigen sie ihre Menschlichkeit, indem sie nachts die Fenster ihres Asyls öffnen und voll vorsichtiger Wut Plastiktüten mit dem Essen der Regierung aus dem Fenster schmeißen.

Die Fremdlinge wehren sich, so gut sie es verstehen. So gut, wie sie es daheim haben lernen können gegen die, die den Staudamm besitzen, den sie selber nicht gebaut haben; jenen Staudamm, hinter dem jetzt die Schnittblumen blühen und die Kinder verdorren. Ihr Kampf ist gerade so armselig wie die Umstände armselig sind, unter denen er stattfindet. Sind die Fremdlinge daran schuld, daß sie sich unter so armseligen Umständen wehren müssen, haben sie diese Umstände verschuldet oder zugelassen? Liegt es nicht an uns, wenn ihr Kampf nicht freier und stolzer und um lohnendere Ziele gekämpft wird?

Asylsuchende dürfen im Freistaat Bayern mindestens zwei Jahre lang keine Arbeit suchen. Auf Anregung der Regierung von Schwaben überlegt die Stadt Augsburg nun, ob man die Asylsuchenden zu »gemeinnütziger und zusätzlicher« Arbeit auf Friedhöfen und Bürgersteigen heranziehen kann. Für eine »Aufwandsentschädigung« von zwei Mark in der Stunde. Die rechtliche Grundlage für solchen Arbeitsdienst ist das Bundessozialhilfegesetz, welches festlegt:

»Wird für den Hilfesuchenden Gelegenheit zu gemeinnütziger und zusätzlicher Arbeit geschaffen, kann ihm entweder das übliche Arbeitsentgelt oder Hilfe zum Lebensunterhalt zuzüglich einer angemessenen Entschädigung für Mehraufwendungen gewährt werden...

Wer sich weigert, zumutbare Arbeit zu leisten, hat keinen Anspruch auf Hilfe zum Lebensunterhalt.«

Das Bundessozialhilfegesetz gilt keineswegs nur für asylsuchende Ausländer. Sondern für jeden der über zweieinhalb Millionen Sozialhilfeempfänger in der Bundesrepublik.

Die Menschen im Proviantbachquartier hassen die Armseligkeit. Solange sie noch immer volle Plastiktüten finden, solange sehen sie noch einen Ausweg aus ihrer Armseligkeit. Es ist ihnen schwer, diejenigen zu achten, die mit schwachen Mitteln den Hunger bekämpfen. Es ist ihnen schwer, diejenigen zu hassen, die den Hunger erzeugen.

Aber solange die Fremdlinge nichts Besseres sein können als Helden im Kampf gegen schwäbische Spätzle, solange werden die Rentner im Proviantbachquartier nichts Besseres sein als Helden der Mülltonne.

Konkret 09/86, S. 18

Bernhard Schneidewind

»Asylanten«?

Alle Hoffnungen fahren lassen. Sofort. Zimmermann ist kein Mann, der seinen Drohungen nicht auch die Taten folgen läßt. Nicht er allein beschloß, aber er allein verkündete: Die Unionsparteien werden die Asylanten zum Thema des Bundestagswahlkampfes machen, und in der ihm eigenen Mischung aus Großmäuligkeit, Dummheit und feinem Gespür für das, was ankommt, interpretierte er den zu seinem Leidwesen immer noch gültigen Grundgesetz-Artikel - »Politisch Verfolgte genießen Asylrecht - mit der Drohgebärde: »Damit gilt, daß jeder einzelne der fünf Milliarden Menschen auf der Welt ein verbrieftes Recht zumindest auf vorübergehenden Aufenthalt in der Bundesrepublik hat. Ich wiederhole: Jeder.«

Ab sofort gibt es auf der Welt nur noch Deutsche und Asylanten - Asylanten, diese neudeutsche Wortbildung, die seit Ende der siebziger Jahre im Umlauf ist, 1980 das erste Mal im Duden auftauchte und mit der nicht ohne Absicht Asylbewerber, also Flüchtlinge, allein schon durch die Bezeichnung, die man ihnen aufdrückt, in die Nähe von Simulanten, Bummelanten und anderen Querulanten gerückt werden, die den ganzen, so schön beschworenen Aufschwung nur kaputt machen wollen.

Denn in einer Zeit, in der nach den Propaganda-Meldungen der Regierung dauernd neue Arbeitsplätze geschaffen werden und die Zahl der Empfänger von Arbeitslosengeld, Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe trotzdem immer weiter steigt, in der die Krise nicht erklärt werden soll, weil sie dann als Krise benannt werden müßte, muß wieder einmal der Fremde herhalten. Der Fremde ist die Krise oder, so eine auch abgedruckte Zuschrift an die »Frankfurter Rundschau«, »Ausländerfeindlichkeit ist überwiegend auf die seit Jahren konstant steigende Zahl von Asylbewerbern zurückzuführen.« Ganz einfach und wie gehabt: Das Opfer ist der Täter, der Neger ist selbst dran schuld, daß er so schwarz ist, der Ostjude hat hier weiterhin nichts zu suchen und wer wirklich ein Anrecht auf Asyl hat, der bekommt es auch. Nur wer zu ungeduldig ist, vorher vielleicht meint, aus dem Fenster springen zu müssen, der darf sich dann nicht wundern, wenn er als Leiche nichts mehr davon hat, daß seinem Asylbegehren doch stattgegeben worden war. So ist man hier: Korrekt und mörderisch zugleich.

Als der Parlamentarische Rat im Januar 1949 den Asyl-Paragraphen beriet, da machte das Ratsmitglied Renner einen ganz und gar verqueren Vorschlag: »Das Asylrecht, wie es die Welt im allgemeinen kennt, beinhaltet nur das Aufenthaltsrecht. Die politischen Flüchtlinge, die vom Asylrecht Gebrauch machen müssen, sind in der Regel angewiesen auf die Unterstützung aus öffentlichen Mitteln bzw. aus Mitteln, die private Organisationen aufbringen, weil das Asylrecht in den meisten mir bekannten Ländern nicht das Recht auf Arbeit einschließt. Ich bitte zu überlegen, ob es nicht berechtigt ist zu sagen: Politisch Verfolgte genießen Asylrecht einschließlich des Rechtes auf Arbeit.« Das sozialdemokratische Ratsmitglied Dr. Schmid, Carlo, bügelte das Anliegen des KP-Mannes Renner mit einer Lüge ab: »Das haben wir doch schon irgendwo anders«, das mit dem Recht auf Arbeit.

Gut fünfzehn Jahre später, im Dezember 1964, stellte das Wickert-Institut den Bürgern der Bundesrepublik eine ganz und gar demagogische Frage, in der es schon um Deutschland ging: »Wenn die Arbeitszeit in der Bundesrepublik pro Woche eine Stunde länger sein würde und dadurch keine Gastarbeiter mehr in Deutschland notwendig waren - würden Sie das begrüßen oder nicht begrüßen?« 70 Prozent der befragten Männer und 64 der Frauen wollten lieber ihre deutsche Tüchtigkeit beweisen, ihre Arbeitslust steigern, ihre Freizeit reduzieren, um das ausländische Gesocks - damals in der Mehrzahl Italiener mit ihrem fremdartigen Sexualgehabe - nicht weiter immer vor der Nase zu haben.

Weitere zwanzig Jahre später ist mindestens zur handgreiflichen Praxis geworden, was Werner Kanein, der als einer der geistigen Väter des Ausländergesetzes gilt, bereits 1966 im ersten veröffentlichten Rechtskommentar zum Ausländergesetz geschrieben hatte: »Beim Ausländergesetz geht es um die Abwehr der Überflutung durch Ausländer (...) Die mit der Überfremdung verbundenen Gefahren (können) nicht ernst genug genommen werden (...) Weite Bevölkerungskreise (fühlen sich) im Hinblick auf die andersartige Mentalität der aus außereuropäischen Ländern stammenden Arbeitskräfte bedroht.« Da stand es schon. Nur konsequent, daß jetzt der Deutschen Grenzen - Maas & Memel, Etsch & Belt - wieder besungen werden sollen, weil zwar nicht so ganz eindeutig ist, wo Europa anfängt und aufhört - selbst die Österreicher leisten sich ja eine vom Freistaat Bayern abweichende Meinung - aber eines gewiß bleiben muß: Deutschland bleibt deutsch.

In Zeiten, in denen allein durch Mehrarbeit die Ausländer nicht mehr vertrieben werden können, weil Arbeit selbst mehr als knapp geworden ist, da ist es angeraten, neben der ökologistisch angehauchten Argumentationshetze, die immer etwas von »Belastungsgrenzen« schwafelt, und den biologistischen Verführungstricks, die immer noch die Reinhaltung der Germanen von den Ostjuden im Sinn haben, ein völkisch-nationalistisches Moment hinzutreten zu lassen, das von nationaler Identität redet und völkische bewirken will. Es bleibt sich in der Wirkung gleich, ob »Deutschland« Fußball spielt, ob christdemokratisches Pack erst mal nur den Daumen in die Höhe reckt und streckt, um »Weiter so Deutschland« zu brüllen

oder ob ein frisch getünchter Spät-Anarcho auf einer Bühne vor 100.000 Begeisterten ausplaudert, was alles geschähe, wenn er 'König von »Deutschland« wär'. Der jüngst gestorbene Reinhard Opitz hat 1983 auf dem Frankfurter Kongress »Wissenschaftler gegen Ausländerfeindlichkeit« dargelegt, wie dieser Lebensdrohung durch das deutsche Wesen zu begegnen ist: »Statt mit Wortführern der Ausländerfeindlichkeit über die 'Identität' zu diskutieren, sollten wir ihnen frontal sagen, welchen politischen Aggressionsakt sie mit ihren Versuchen, wieder 'völkisches Artbewußtsein' in die öffentliche Debatte und ins politische Spiel zu bringen, auf uns selbst verüben. Und damit wäre auch die Ebene getroffen, auf der die wechselseitige Solidarität zwischen uns und den diskriminierten Ausländern ihre Verankerung in den tatsächlichen praktisch-politischen Zusammenhängen hat, denn der Agitation gegen die Ausländer unter Verweis auf ihre völkische ‚Fremdartigkeit' folgt, als die ihr nur immer schon selbst innewohnende Kehrseite, der an uns und zuallererst an die Arbeiterschaft gerichtete Appell zu 'Klassenkampf` und sonstige 'materielle Eigeninteressen' und politische 'Sonderwünsche zurückstellender 'völkischer Einigkeit' namens unserer 'Eigenart', der gesamten Funktionslogik des Rassismus zufolge, notwendig auf dem Fuße.«

Sich einzulassen mit den Propagandisten von »Fluten«, »Wellen«, »Schüben«, mit ihnen um die Wette zu zählen, Zahlen = Menschen hochzurechnen, zu multiplizieren und zu streichen - einfach so -, sich mit ihnen zu streiten über die Gründe, warum die Fremden kommen und ob sie eine Berechtigung haben für ihr Kommen, mitzumachen die Unterscheidung zwischen »Wirtschaftsasylanten« und politischen Flüchtlingen, hieße nicht nur, den Flüchtling zu zwingen, seine Flucht hier legitimieren zu müssen, hieße nicht nur, der Trennung von Wirtschaft und Politik zuzusprechen als sei das nicht eine herrschaftsstützende Fiktion, sondern hieße vor allem, selbst an der Umwandlung von Flüchtlingen in »artfremde Asylanten« beteiligt zu sein.

Konkret 09/86, S. 20

Wolfgang Albers

»Chile ist jetzt frei«
»Das Ausgehverbot bringt auch viele Vorteile«

13 Jahre noch dem blutigen Putsch in Chile haben auch die westdeutschen Christdemokraten begriffen, daß es sich einfach nicht mehr ziemt, die Pinochet-Junta als ein strahlendes Beispiel demokratischer Erneuerungsversuche darzustellen. Heiner Geissler geht schon auf Distanz. Anlaß genug, an die einstigen Sprüche und Bekenntnisse zu erinnern.

Christdemokratische Politiker besitzen seit Gründung der Partei besondere Fähigkeiten, wenn es darum geht, die eigene Vergangenheit ins rechte Licht zu stellen. Heiner Geissler war in Chile und auf einmal war alles ganz anders.

Nun will es keiner mehr gewesen sein.

Man geht auf Distanz.

»Pinochet und die Kommunisten stecken unter einer Decke. «

Natürlich, das kennt man. Die Pazifisten waren schließlich auch für Auschwitz verantwortlich. Ursprünglich allerdings waren es doch wohl eher deutsche Christdemokraten, die da ihre Sympathien entdeckten für die chilenische Lösung kommender Probleme.

Als im September 1973 die Militärs die Regierung Allende wegbombten, gab der spätere Bundespräsident Carstens in der »Süddeutschen Zeitung« vom 13. September 1973 süffisant seiner Zufriedenheit Ausdruck:

»Mit dem Sturz Allendes ist das Experiment gescheitert, Marxismus und freiheitliche Grundsätze zu vereinen. «

Der »Bayernkurier« schrieb am 22. September 1973:

»Angesichts des Chaos, das in Chile geherrscht hat, erhält das Wort 'Ordnung' für die Chilenen plötzlich wieder einen süßen Klang.«

In der September-Ausgabe 1973 des CDU-Organs »Deutsches Monatsblatt« konnte man lesen:

». . . Sein (Allendes) klägliches Scheitern dient als Lehrstück für jene Verkünder eines 'demokratischen Sozialismus' hierzulande, deren prominentester Kronzeuge Bundeskanzler Willi Brandt ist . . . «.

Es blieb nicht nur bei verbalen Sympathiebekundungen. Der »Deutsch-Chilenische Freundeskreis«, dem unter anderen die CDU-Abgeordneten Heinrich Gewandt, Erich Mende und der Freiherr von Kühlmann-Stumm angehörten, rief im November 1973 zu einer Spendenaktion über das Konto 2661299 bei der Dresdner Bank in Bonn auf. Wie der »Münchner Merkur« damals meldete, konnten schon im Dezember die ersten 25.000 DM nach Chile überwiesen werden.

Aber auch bereits an der Vorbereitung des Putsches waren Christdemokraten beteiligt. Die »Frankfurter Rundschau« gab am 24. September 1974 eine Meldung des US-Magazins »Time« wieder, nach der christdemokratische Parteien Europas, deren reichste und einflußreichste schon damals die CDU war, Gelder für die Wühlarbeit der CIA in Chile finanzierten.

Nach dem Umsturz forderten Vertreter von CDU und CSU immer wieder die finanzielle Unterstützung der Junta durch die Bundesregierung. So die Abgeordneten Gewandt am 17. September 1973 in der »FAZ« und Wohlrabe am 23. Januar 1974 in der »FR« sowie der damalige außenpolitische Sprecher der CDU, Marx, in der »FR« vom 22. März 1975.

Am 10. April 1975 forderte der entwicklungspolitische Sprecher, Todenhöfer, in den »Münsteraner Nachrichten« die Bewilligung eines 45-MillionenDM-Kredits durch die Bundesregierung, gegen den man sich zur Zeit Allendes mit allen Mitteln gesperrt hatte.

Einer der ersten Politiker, der den Putschisten seine Referenz erwies, war Heinrich Lummer, der spätere, über andere kriminelle Kontakte gestürzte Westberliner Innensenator.

Nach seiner Rückkehr verkündete er in einem Interview mit dem »ARD-Weltspiegel« am 13. Januar 1974, man habe bei dem Besuch einer CDU-Delegation in Santiago mit den Verantwortlichen auch über die negativen Erfahrungen gesprochen, die das deutsche Volk mit dem Kommunismus gemacht habe.

Vor Lummer hatte bereits Bruno Heck seine Aufwartung gemacht. Er befand, im zum KZ umfunktionierten Stadion von Santiago lasse es sich bei gutem Wetter wohl aushalten. In der »FAZ« vom 11. November 1973 brachte er zudem die Empörung der chilenischen Regierung wegen der »tendenziösen-skandalösen« Berichterstattung in westdeutschen Medien zum Ausdruck. Bereits in der »Süddeutschen Zeitung« vom 18. Oktober 1973 hatte er um Verständnis für die Junta gebeten und gab dem ermordeten Allende die Schuld, durch eine totale Politisierung den Putsch heraufbeschworen zu haben.

Auch Heinrich Gewandt beklagte in der »Welt« vom 19. September 1973 das Entsetzen der Militärregierung über das Ausmaß der Falschinformationen.

Die Hamburger CDU warf dem NDR laut »FAZ« vom 25. September 1973 ein ständiges Trommelfeuer zugunsten der gestürzten sozialistischen Regierung vor.

Der bereits erwähnte Abgeordnete Todenhöfer stellte in der ZDF-Nachrichtensendung »Heute« am 1. April 1975 klar, es ginge natürlich darum, das Chile-Bild, wie es heute herrsche, zu korrigieren.

Als der damalige Bundesminister Matthöfer im Februar 1975 die chilenischen Generale als das bezeichnete, was sie sind, nämlich eine Mörderbande, forderten CDU und CSU geschlossen seinen Rücktritt, weil er im Fall Chile angeblich nachweislich mehrfach die Unwahrheit gesagt habe. (»FR« vom 10. April 1975)

Wie man von CDU und CSU die Verhältnisse in Chile dargestellt haben wollte, zeigte eine Broschüre der »Bayrischen Landeszentrale für politische Bildung« mit dem Titel: »Der Sturz des Präsidenten Allende«. Diese Broschüre wurde in einer Auflage von 20.000 Exemplaren verbreitet. Es heißt darin:

«... Nach dem Putsch gingen an vielen Gebäuden die Fenster auf und überglückliche Gesichter hängten schwenkend die Fahnen heraus ... Chile ist jetzt frei! ... Das Ausgehverbot bringt auch viele Vorteile. Ab 23 Uhr nachts sind die Männer bei ihren Frauen und das Familienleben wird in einer früher nie gekannten Weise gepflegt. Es wird herzlich gelacht ... «

Der »Mannheimer Morgen« zitierte am 5. November 1973 den Mannheimer CDU-Vorsitzenden Sommer:

»Die Streiks der Arbeiter wurden von Allende unter Mithilfe krimineller Subjekte unterdrückt ... ein alkoholisierter Präsident, der die chilenische Demokratie zugrunde richtete und sich mit Selbstmord der Verantwortung entzog ... «

Auch der ehemalige bayrische Innenminister Merck verteidigte die chilenische Variante der »geistig-moralischen Wende«:

»Jede freiheitliche Demokratie muß sich davor schützen, daß ihre Feinde sich in ihren Institutionen einnisten ... «, erklärte er nach einem Chile-Besuch im Sommer 1974.

Nach einer Strauß-Reise ins gelobte Land, bei der dieser die Junta als weniger totalitär und brutal als andere Militärdiktaturen bezeichnet hatte und von den Konzentrationslagern als von einer »Erfindung« sprach, die zwar einmal, während einer Übergangszeit, bestanden hätten, die aber nun längst aufgelöst seien (ZDF-»Heute« vom 23. und 24. November 1977), wurde es sogar dem Vorsitzenden der chilenischen Christdemokraten Frei zuviel.

Er intervenierte bei Kohl und Strauß. Allerdings konnten die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Herren auch durch ein Kommuniqué nach einem gemeinsamen Gespräch am 8. Dezember 1977 nicht ausgeräumt werden.

CSU-Mann Althammer dazu am gleichen Tag vor dem Bundestag:

» Wir haben es satt, daß Strauß diffamiert wird ... «

Und einen Tag später griff auch der heutige Innenminister Zimmermann, dieses Mal im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, ein und bestätigte, die chilenische Militärdiktatur sei notwendig. Es war schließlich kein deutscher Christdemokrat, sondern einer ihrer ehrenwerten amerikanischen Freunde, der das alles auf den Nenner brachte. Die »Frankfurter Rundschau« zitierte am 26. Februar 1985 den für Südamerika zuständigen Abteilungsleiter im US-Außenministerium, Langhorne Motley, der in einem Interview mit der chilenischen Tageszeitung »EI Mercurio« den Präsidenten Augusto Pinochet gelobt und erklärt hatte, der Westen schulde der Militärregierung Dank für den Sturz des sozialistischen Präsidenten Allende, weil damit die Stabilität Südamerikas gesichert worden sei. 13 Jahre sind mittlerweile vergangen. Und nun setzt Heiner Geissler sich dezent ab. Man kennt sie, die Herren mit den weißen Westen, die im Hintergrund. Und man kennt auch diese Geräusche.

Die Ratten verlassen mal wieder ein sinkendes Schiff.

Konkret 09/86, S. 24

Uwe Herzog, Christina Lemos

Der Emigrant

Am 10. September bekam der millionste Gastarbeiter in Köln ein Moped geschenkt. Wo ist er geblieben? Wo findet man ihn? Die Geschichte des Zimmermanns Armando Rodrigues-Sa schrieben Uwe Herzog und Christina Lemos auf

Es war einmal im Tal der Hölzer, weit ab von den großen Städten - da lebte ein Zimmermann mit seiner Frau und seinen beiden Kindern. Er arbeitete viel, aber sein Lohn reichte kaum zum Leben. Vielen anderen Familien erging es ebenso. Da kamen Abgesandte aus den reichen Ländern des Nordens und boten Arbeit an. Sie versprachen einen hohen Lohn. Diese Arbeit war viele Tagesreisen entfernt, und nur wer ganz gesund war und kräftig, bekam eine Anstellung. Auch der Zimmermann bewarb sich. Er hoffte, dies sei eine Möglichkeit, seine Familie gut zu ernähren. Mit vielen tausend anderen Männern, die auch so dachten wie er, ging er weg, weg von seiner Familie, seinem Dorf und seinem Land. Die Abgesandten bezahlten seine Reise und als er im Norden ankam, geschah etwas Außergewöhnliches. Der Zimmermann aus dem Tal der Hölzer traute seinen Augen nicht:

»Großer Bahnhof für einen kleinen Mann in Köln-Deutz, für Armando Sa-Rodrigues aus Viseu in Portugal, der eben ausgerufen wurde, denn der erste von beiden Zügen mit Gastarbeitern, die am heutigen Tage in der Bundesrepublik eintreffen, insgesamt sind es eintausendzweihundert, ist soeben mit achtzig Minuten Verspätung in Köln eingelaufen. Und hier ist der große Bahnhof dokumentiert auf die verschiedenste Weise, es stehen Fernsehkameras hier, die Fotoreporter sind anwesend, die Nachrichtenagenturen, die Zeitungen und der Rundfunk .. « -

so beschrieb ein Hörfunkreporter, live, die Szene. Eine Kapelle schmetterte »Wem Gott will rechte Gunst erweisen« und »Alte Kameraden« - aus dem Bahnhofslautsprecher dröhnte die Aufforderung, Senhor Rodrigues-Sa möge sich bitte zu erkennen geben und an dieser Stelle ist das Märchen zuende: Armando Rodrigues-Sa, der da am 10. September 1964 in Köln empfangen wurde, ist Symbolfigur für eine Wirtschaftspolitik, die Millionen von Menschen aus anderen Ländern in die Bundesrepublik geholt hat, um hier Arbeiten zu machen, für die sich Deutsche nicht fanden.

Die Medien machten ihn schnell berühmt - als den einmillionsten Gastarbeiter. Aber sie haben ihn ebenso schnell wieder vergessen. Auch die Zeiten haben sich geändert. Heute wird beglückwünscht, wer wieder geht.

Mehr als zwei Jahrzehnte später besuchen wir seine Familie in Portugal. Wir erfahren, daß Armando seit sechs Jahren tot ist. Ja, es gab ein oder zwei Journalisten, die später. noch nach ihm gefragt haben. Seine Frau, seine Tochter, sein Sohn, sein Enkel - sie führen das Leben einer Emigrantenfamilie wie es sie in Südeuropa überall gibt. Allein in diesem Dorf leben heute rund dreißig Männer, die auch in der Bundesrepublik gearbeitet haben. Wohlhabend ist keiner von ihnen. Familie Rodrigues lebt jetzt von einem kleinen Café, das dem Schwiegersohn gehört und von einem Stückchen Land, das verpachtet ist. Der Sohn Armandos ist Telefonist in einer nahegelegenen Metallfabrik, in der schon sein Vater gearbeitet hat. Tochter Rosa und ihr Mann Antonio empfangen uns wie Freunde, obwohl wir uns nicht einmal angekündigt haben. Sie laden uns zum Essen ein, feiern mit uns im Cafe und bitten uns, bei ihnen zu übernachten. Emilia Rodrigues-Sa, die Witwe Armandos, ihre Tochter Rosa und José, ein Freund Armandos, der mit ihm in Deutschland gearbeitet hat, erzählen uns dessen Geschichte. Die Geschichte des Zimmermanns Armando Rodrigues-Sa aus Vale de Madeiros, dem »Tal der Hölzer«, nicht weit von Viseu in Nordportugal...

Emilia:

»Als wir geheiratet haben, war Armando 19 Jahre alt. Ich war fünfzehn. Seine erste Anstellung bekam er in einem Bergwerk, dort war er ein Jahr. Danach hat er in einer Metallfabrik gearbeitet, in Canas. In der Fabrik hat er 31 Escudos am Tag verdient, davon konnten wir kaum leben. Das Geld war viel zu wenig, aber die Fabrik war doch noch der beste Arbeitsplatz in der ganzen Gegend. Dann ist diese Emigrationsbewegung aufgekommen. Als wir davon gehört haben, ist Armando nach Lissabon gefahren und hat sich in die Listen eingeschrieben.«

Rosa:

»Also, jeder, der fahren wollte, mußte gesund sein. Sie haben Blutuntersuchungen gemacht, Urintests, Exkremente untersucht, um zu sehen, ob die Männer arbeiten können. Mein Vater hat alle Tests bestanden. Es fiel ihm sehr schwer, wegzugehen. Alles war nur, um uns eine bessere Zukunft zu geben.«

Emilia:

»Bei der Ankunft in Deutschland gab es jemanden, der ihn ausgerufen hat. Er war noch im Zug und hat schon seinen Namen aus den Lautsprechern gehört. Da ist ihm schlecht geworden, weil er nicht wissen konnte, warum sie seinen Namen rufen. Sie haben auf ihn gewartet. Mit einem Moped, einer Original Zündapp. Er wurde sogar vom Fernsehen gefilmt. Er hat sofort ein Telegramm geschickt, daß ich ihn im Fernsehen sehen soll. Wir hatten keinen Apparat und es gab nur zwei im ganzen Dorf. Wir sind zu der Taverne von Freunden gegangen, die einen Fernsehapparat hatten. Sie haben ihn gefragt: Hatten Sie schon ein Moped? Und er hat gesagt: Nein, nur ein Fahrrad. Dann haben sie ihm das Moped überreicht und

einen wunderbaren Blumenstrauß, mit einem Seidenband, das auch wie eine schöne Blume ausgesehen hat. Wir haben im Fernsehen gesehen, wie sie alle geklatscht haben.«

Originalton Westdeutscher Rundfunk:

»Inzwischen hat man Armando Sa-Rodrigues gefunden, er kommt jetzt über die Gleise herüber unter dem Beifall der Umstehenden, um die Ehrung als millionster Gastarbeiter, als der er unter den Männern und Frauen, die mit ihm im Zug waren, durch das Los bestimmt worden ist, in Empfang zunehmen. Und wenn man sich einmal vergegenwärtigt, daß im Juni des Jahres 1960 bei uns 279.000 Gastarbeiter beschäftigt waren, daß es jetzt also mit Armando Sa-Rodrigues aus Viseu in Portugal eine Million sind, dann begreift man, welches ungeheure wirtschaftliche Problem, aber auch welche wirtschaftliche Hilfestellung die Gastarbeiter für die deutsche Wirtschaft und die deutsche Bevölkerung darstellen. Und man möchte hoffen, daß Senhor Rodrigues sich in Deutschland wohlfühlen wird.«

Emilia:

»Zuerst war er in Sindelfingen - oder war es Stuttgart? Nein, Blaubeuren. Ich weiß es nicht mehr ganz genau. Er hat immer gut über Deutschland gesprochen. Daß die. Deutschen gute Leute waren. Ihm haben auch die Türken gefallen, während die anderen über die Türken schlecht gesprochen haben. Alle kannten ihn sowieso, weil er der milionste Emigrant war.

Die Arbeit, im Prinzip, war kein Problem, aber die Sprache. Das war schlecht, weil er sich nicht verständigen konnte. Die Sprache und die Kälte, das war schlimm für ihn. Und das Essen, das war nicht, gut für ihn, es gab immer nur Kartoffeln mit Konserven. Und alles war mit Butter zubereitet, nicht mit Olivenöl, wie bei uns.

Zuletzt hat er ungefähr tausend Mark verdient, glaube ich. Er hatte aber viele Abzüge. Vielleicht war das ein Fehler, er bekam am Schluß weniger als die Hälfte von dem Geld ausbezahlt. Das ist passiert, weil sie ihn wie einen Ledigen behandelt haben. Er hat immer so viel geschickt, wie er konnte. Nur damit konnten wir nicht leben. Wir drei, also ich und die Kinder, haben viel gearbeitet, auf dem Feld, wir haben Wein verkauft und Mais, Bohnen, Kartoffeln. Wenn wir nur das Geld von Armando gehabt hätten, hätten wir Hunger gehabt. Wir haben nicht allein gewohnt, sondern mit meinen Eltern. Sonst wäre ich auch nach Deutschland gegangen. Ich glaube, er hat ganz arm in Deutschland gelebt.«

Emilia Rodrigues, die Witwe Armandos, und ihre Tochter Rosa zeigen uns ein Foto aus der Zeit. Armando vor einer Holzbaracke, im Anzug, mit Krawatte, in den Händen eine Flasche Sekt, dabei, sie zu öffnen. Das Motiv hat ein Pressefotograf arrangiert. Im Bildhintergrund stehen Kollegen Armandos, beobachten wie teilnahmslos ihn und den Fotografen, so als geschähe nichts - oder eben etwas unwirkliches. »Sehen Sie hier«, sagt Emilia Rodrigues, »neben ihm, das sind Portugiesen und die da hinten, das sind, glaube ich, alles Italiener.«

Es war einmal vor mehr als dreißig Jahren im italienischen Außenministerium in Rom. Da wurde, am 20. Dezember 1955, der erste Vertrag zwischen der Bundesrepublik und einem anderen Land über die Beschäftigung von Gastarbeitern geschlossen. Es fehlten über 200.000 Arbeitskräfte, als Bundeswirtschaftsminister **Ludwig Erhard** in Berlin eine Pressekonferenz gab, um zu erläutern, warum die Bundesrepublik auf die dringende Hilfe der Gastarbeiter angewiesen ist und es nach Erhards Ansicht noch stärker sein würde:

»Ich glaube also, es liegt im Interesse der deutschen Wirtschaft, aber auch des deutschen Arbeiters, wenn wir hier nicht zuwarten, bis eine Notlage entsteht.. ich bin in dieser Frage wohl erheblich mißverstanden worden, bin aber doch der Überzeugung, daß es meine Pflicht ist, mich darum zu bekümmen, daß die deutsche Produktion, die im Zeichen einer friedenswirtschaftlichen Hochkonjunktur heute steht, morgen noch gewisse Rüstungsleistungen zu vollbringen haben wird, nicht gestört wird durch Knappheitserscheinungen auf dem Arbeitsmarkt.«

Das Schicksal von Hunderttausenden, später Millionen von Menschen, kündigte sich an. Erhard sprach von ihnen wie von Zutaten zu einem Rezept. Das Jahr 1964, in dem es mit Armando Rodrigues-Sa schließlich eine Million Gastarbeiter waren, war für Ludwig Erhard das »Jahr der Geschirrspülautomaten«. Wie sagte er gleich? Heute Hochkonjunktur im Frieden. Morgen »gewisse Rüstungsleistungen«. Und übermorgen? Wir lernen **José** kennen, einen ehemaligen Arbeitskollegen von Armando. Er ist einer von rund dreißig Männern aus Vale de Madeiros, die auch in Deutschland gearbeitet haben: »Armando ist 1964 gefahren, ich ein Jahr später. Ich bin direkt zu der Firma gegangen, wo er schon gearbeitet hat, in Blaubeuren. Gustav Epple hieß die Firma, dort habe ich ihn getroffen. Ich weiß nicht, ob sie wissen, daß das eine der größten Baufirmen ist in Deutschland. Ich habe erlebt, wie manchmal die Chefs zu ihm gesagt haben, er solle die Arbeit unterbrechen, sich waschen und umziehen und für ein Interview mit Journalisten bereithalten. Er hat mir erklärt, wie ich Briefmarken kaufen kann, wo ich Lebensmittel bekomme. Wir haben zwei oder drei Jahre zusammengearbeitet. Er hatte einen Vertrag als Zimmermann, ich als Hilfsarbeiter, als sein Helfer. Wir haben die schwersten Arbeiten gemacht. Wir haben Gräben ausgehoben für Fundamente, mit Spitzhacken gearbeitet und so weiter. Am Wochenende gingen wir oft in ein Café in Blaubeuren, es gab eins das ganz in der Nähe von der Firma war. Ich habe immer Kontakt mit den Deutschen gesucht, ich hing richtig an ihren Fersen, weil ich die Sprache lernen wollte. Ich hatte ein kleines Wörterbuch mitgebracht und immer versucht, zu sprechen, hab im Café auch etwas spendiert, nur, um mit den Deutschen zu reden. Und nach einem Jahr konnte ich schon ein bißchen sprechen, ich war ja noch jung. Naja, so war unser Leben.«

Jose treffen wir, als wir gemeinsam mit Rosa und ihrem Mann Antonio zur Schule im benachbarten Canas fahren, um Armandos Enkelsohn abzuholen, der Antonio-Jose heißt. Antonio-José ist gerade vierzehn Jahre alt geworden. Später sagt er, daß er gern ins Ausland gehen möchte, wenn er die Schule beendet hat. Schon jetzt spricht er gut englisch und französisch.

Mit ihm fahren wir weiter zur nahegelegenen Metallfabrik, der »Companhia Fosforera Electricos«. Armandos Sohn Joao ist dort Telefonist. Armando selbst hat vor seiner Emigration nach Deutschland hier als Zimmermann gearbeitet. Die Fabrik ist ein grauer, maroder Komplex aus Hochöfen und Schlackehalden. Metallverarbeitung. Joao sagt, die Hochöfen seien einmal von deutschen Firmen installiert worden. Und obwohl die Fabrik einem portugiesischen Unternehmen gehört, seien die Produkte hauptsächlich für den Export bestimmt. Hauptabnehmer für das hier verarbeitete Silikon sei der deutsche Thyssen-Konzern.

Joao möchte mit uns und den anderen weiter zum Friedhof von Canas fahren, auf dem Armando begraben liegt. Wir besuchen das Grab. Es ist aus weißem Marmor und mit bunten Astern geschmückt. Die Grabplatte ist nur durch einen kleinen Balkon angedeutet, der um das Grab herumführt. Rosa sagt, ihr Vater habe sich gewünscht, daß keine schwere Platte sein Grab bedecken solle. Auf dem Stein ist ein kleines, gerahmtes Portraitfoto angebracht, das Armando zeigt. Darunter stehen die Daten: Geboren am 4. Januar 1926, gestorben am 5. Juni 1979. Dann fahren wir zurück zum Cafe Joao sagt, daß sein Vater an Krebs gestorben sei. Rosa und Armandos ehemaliger Kollege Josef fügen hinzu, daß sie glauben, Armandos Krankheit habe ihren Ursprung vor mehr als zwanzig Jahren gehabt. In Deutschland? »ja«, sagen sie, »ungefähr ein halbes Jahr nach seiner Emigration ... «

Rosa:

»Mein Vater hat immer drei mal pro Woche geschrieben. Plötzlich, eines Tages, kam kein Brief mehr. Der Grund war, daß er einen Unfall mit einem Brett gehabt hatte, ein Brett hat ihn bei der Arbeit am Bauch verletzt und er mußte ins Krankenhaus.«

José:

»Als ich angekommen bin, hat Armando sich schon beklagt. Er war krank, etwas mit dem Magen, es ging ihm nicht gut. Ich glaube, wegen dieser Sache ist er später gestorben. Er konnte kein richtiges Essen mehr zu sich nehmen. Nur weiße Brühe und Kartoffeln. Sonst nichts. Er hat immer gestöhnt.«

Rosa:

Als er den Unfall hatte, hatte er Schmerzen, aber er hat nicht viel unternommen. An der Stelle, wo er den Schlag von dem Brett abbekommen hat, hat sich später ein Tumor entwickelt. Mit dem Unfall hat sein Leiden angefangen. Bevor er nach Deutschland ging, war er gesund. Der Tumor ist größer geworden und hat den ganzen Körper angegriffen. Im Krankenhaus in Lissabon haben sie ihm einen Schlauch in die Speiseröhre gelegt, damit er überhaupt etwas essen konnte. Der Arzt war ein Spezialist und ich habe ihn gefragt, wie ist die Operation verlaufen? Wie geht es meinem Vater? Er hat mir gesagt, daß alles gutgegangen ist, aber daß er nicht mehr lange zu leben hätte. Der Arzt sagte, wenn er gleich nach dem Unfall operiert worden wäre, wäre es vielleicht nie so schlimm gekommen.«

Armando Rodrigues-Sa, starb vermutlich an den Spätfolgen jenes Arbeitsunfalls, den er im Januar 1965 erlitten hatte. Das Brett hatte ihn direkt in der Höhe des Mageneingangs getroffen und innerlich schwer verletzt. Doch die Schwere der Verletzung wurde damals offenbar nicht diagnostiziert. Er arbeitete weiter, solange er konnte. Seine Frau sagt, er habe bis zu seinem Tod geglaubt, er werde noch einmal zur Arbeit in Deutschland zurückkehren.

Es war einmal im Schwabenland. Da gab es eine große Baufirma, mit vielen Filialen und Baustellen. In Stuttgart, in Sindelfingen, in Blaubeuren zum Beispiel. Die Baustelle in Blaubeuren ist schon lange aufgelöst, der Polier, der Oberpolier, der Baustellenleiter - alle sind sie gegangen. Zu anderen Firmen oder in Pension. Auch in der Zentrale in Stuttgart gibt es niemanden mehr, der sich an Armando Rodrigues-Sa erinnern könnte. Und auch die sieben Portugiesen, die dort noch beschäftigt sind, haben Armando nicht kennengelernt. Sie kamen erst zu der Firma, als er schon wieder in Portugal war. Diese Männer sind mit dreihundert anderen Ausländern die letzten, denen die Firma Arbeit geben wird. Der Prokurist sagt, vor zwanzig Jahren habe es noch rund 25 000 Arbeiter und Angestellte gegeben, die meisten davon waren Gastarbeiter. Heute arbeiten nur noch rund 700 Ausländer und Deutsche dort. »In ein paar Monaten ist alles vorbei,« sagt der Prokurist. Die Firma habe soeben Vergleich anmelden müssen und vor ein paar Tagen die Zahlungen eingestellt. Ende des Jahres sei alles endgültig dicht.

Konkret 09/86, S. 30

Günter Amendt

Sag mir wo die Tunten sind

Und es gibt sie doch: Homosexuelle in der DDR. Protokoll einer Tagung in Jena

Zwischen Drittelwelt-Tourismus und mediterranem Cluburlaub beginnt sich die andere deutsche Republik immer mehr als Ferien-Geheimtip zu etablieren - preiswert, aber gar nicht billig. Wer Deutsches sucht, wird gut bedient drüben, denn anders als hier, wo die Besatzungsmacht sich auch kulturell breit machte und noch die Eß- und Trinkgewohnheiten besetzt hat, ist in der DDR die nationale Kultur auf dem Weg zum Sozialismus nicht gekippt. Zudem gibt es auf dem Niveau eines Urlaubsvergnügens kaum Sprachprobleme, man kommt sich menschlich so nahe, wie es Ferienstimmung und Reiselust erlauben. Mancher träumt gar davon, sich an einer der film- und fernsehbekannten 'starken DDR-Frauen' zu reiben. Auch das Nachtleben in Berlin und in Leipzig zur Messezeit sei nicht ohne, heißt es. Sogar männlich kommt man sich nahe wie auch weib-weiblich, denn Schwule und Lesben gibt es auch in der anderen Republik. Zwischen vier und fünf Prozent schätzen DDR-Sexualwissenschaftler in Anlehnung an empirische Untersuchungen hüben und drüben.

Mit der Lage von Homosexuellen in der DDR befaßte sich eine wissenschaftliche Tagung in Jena, deren Protokoll jetzt veröffentlicht wurde.*

Kein »gay-guide«, auch kein Populär-Report über »Schwule in der DDR - wie sie lieben, wie sie leben«, sondern eine sozialwissenschaftliche Bestandsaufnahme und politische Positionsbestimmung von Medizinern, Psychologen, Pädagogen, Gesellschaftswissenschaftlern und Betroffenen. Die Betroffenheit der Betroffenen geht allerdings im veröffentlichten Protokoll unter. Sie wurde verobjektiviert und in wissenschaftliche Kompetenz umgewandelt, weil Selbsterfahrung und Psychodynamik nicht angesagt waren in Jena.

An DDR-Verhältnissen gemessen ist das Jenaer Protokoll ein aufregendes Dokument. So klar und deutlich und direkt aufs Thema bezogen haben sich zuvor Wissenschaftler in der DDR nie zur Homosexualität geäußert. »An DDR-Verhältnissen gemessen«, mir ist bewußt, wieviel imperialistischer Paternalismus und BRD-Arroganz in dieser oft gebrauchten Formel stecken, und ich füge deshalb zur Erläuterung hinzu, daß ich nicht nur versuche, die Veranstalter bei ihren Ansprüchen zu nehmen, ich kenne auch die sexualpolitische Diskussion aus der DDR-Literatur und aus Gesprächen und Diskussionen mit DDR-Kollegen wie aus der Anschauung und Erfahrung eines DDR-Reisenden.

Es gibt in der DDR so etwas wie eine Homosexualitäts-Diskussion. Eher beiläufig und ganz unaufgeregt ist das Thema aus der Fachliteratur und aus Expertenrunden in die Massenmedien eingedrungen. Es kommt hoch in der schulischen Sexualerziehung und ist präsent in Alltagsgesprächen. Die Jenaer Tagung setzt diese Diskussion fort und macht Widersprüche deutlich auf dem Niveau eines common sense, den Siegfried Schnabl, Leiter der Ehe- und Sexualberatungsstelle in Karl-Marx-Stadt, so umreißt: »Heterosexualität und Homosexualität sind objektiv zwei gleichwertige Varianten menschlichen Sexualverhaltens!« Das Ausrufungszeichen gehört zum Zitat, ich füge ein weiteres hinzu.

An der Stelle könnte man nun die Tagungsteilnehmer und Referenten im einzelnen vorstellen, doch sprechen wir lieber von dem einen, der nicht teilnahm und doch gegenwärtig war: Günter Dörner, Professor an der Charité, Ratten-Experimentator und Spezialist für hormonelle Umpolung, der Wissenschaftler also, dessen Homosexualitäts-'Theorie' die ganze DDR-Sexualwissenschaft in Verruf gebracht hat.

Unter der wissenschaftlichen Leitung von Lykke Aresin, Kurt Bach und Erwin Günther - allesamt erste Adressen in der DDR-Sexualwissenschaft - hielt sich die Tagung strikt und diszipliniert ans gestellte Thema: Psychosoziale Aspekte der Homosexualität. Behandlung oder gar Umpolung standen nicht auf der Tagesordnung und damit war die Medizin, wie sie Dörner betreibt, ausgeschlossen, auch wenn sein Forschungsansatz in manchem Beitrag aufschien. Bezeichnenderweise auch bei Schnabl, dessen ethische Grundposition immer wieder kollidiert mit der Suche nach klinischen Begriffen.

Möglicherweise dachte Schnabl an seine Kategorie der 'neurotischen Homosexualität', wenn er in einem Diskussionsbeitrag »eine Therapie homosexuellen Verhaltens« in Erwägung zieht aber hinzufügt: »Sollte sie überhaupt einmal möglich sein, wäre (sie) erst dann sinnvoll, wenn jegliche Diskriminierung aufgehoben wäre ... « Daß bereits der Gedanke an Therapie diskriminierend ist, darauf kommt der Autor des DDR Standardwerks »Mann und Frau intim« offenbar nicht. Das wiederum findet selbst Alt-Sexologe Peter-Gustav Hesse »erstaunlich«. Sein Erstaunen gilt aber nicht nur Schnabl und Fachzeitschriften, die »bis in unsere Tage noch von Therapie der Homosexualität« reden, er ist auch verwundert darüber, daß man dies »sogar im Prager Institut... noch zu versuchen« scheint.

Doch diese Verwunderung besagt nicht viel. Auch Dörner und seine Gefolgsleute sind gegen Therapie. Sie suchen den »Defekt« im Zwischenhirn: Homosexualität ist biologisch so determiniert wie blondes Haar und blaue Augen, da versagt jeder therapeutische Zugriff. Deshalb konzentriert sich Dörner auf die vorbeugende Verhinderung von Homosexualität. Im Mutterleib.

Vom ersten Beitrag des Tagungsprotokolls sollte man sich die Lust am Weiterlesen nicht nehmen lassen. Antonin Brzek, Assistent am Sexuologischen Institut der Prager Karls-Universität steigt nämlich gleich mit einer Bemerkung »über die Ätiopathogenese« der Homosexualität ein und kommt bis zum Schluß seines Beitrages davon auch nicht mehr runter. Brzek kann Homosexualität nur als pathologische Erscheinung des Geschlechtslebens verstehen. So viel atemberaubenden Unsinn so konzentriert habe ich lange nicht mehr gelesen. Auch Brzek hat es mit dem Katalogisieren, er entwickelt eine Art Anpassungsskala, die vom anpassungsfähigen zur Selbstheilung bereiten zum »anpassungsunfähigen« Homosexuellen reicht. Dem gilt für den Rest seines Beitrags die ganze Aufmerksamkeit: Kraut und Rüben. Für die »sexuelle Kriminalität« homosexueller Männer macht Brzek nicht etwa das Strafgesetzbuch sondern »ihre Unfähigkeit, die eigene Orientierung zu akzeptieren« verantwortlich, und selbstverständlich fehlt in so einem Beitrag auch nicht der Hinweis auf die »Gefahr des politischen Mißbrauchs (Anarchismus, Terrorismus, Spionage u.a.)«.

Brzek schlägt vor, »eine Organisation für Homosexuelle« zu schaffen und denkt dabei an die Kirche, die »für eine solche Erziehung von Homosexuellen gute Voraussetzungen« habe. Ausgerechnet die Kirche. Welche eigentlich? Etwa die mit dem polnischen Reaktionär an der Spitze?

Antonin Brzek hat, wie die auf ihn folgenden Beiträge überdeutlich zeigen, nicht nur das Thema gründlich verfehlt, er verkennt auch die Motive der Jenaer Veranstalter, die ja gerade eine »Aussprache« einleiten wollten, weiche Homosexualität nicht in religiöse Enklaven oder gesellschaftliche Gettos verweist, sondern »vom Tolerieren und Akzeptieren« zu einer Integration »in die sozialistische Gesellschaft« führen soll. Wodurch Homosexuelle wirklich zu etwas sozial Besonderem werden, schreibt Hubert Thinius in seinem Beitrag »Zu Fragen der Persönlichkeitsentwicklung Homosexueller im Sozialismus«, sei nicht die sexuelle Orientierung an sich, »sondern erst das Ausgeschlossensein eines Teils ihrer wesentlichen Lebensäußerungen, eben der Liebe und Sexualität aus dem gesellschaftlichen Alltag.« Und weil das so ist, bzw. »so geworden ist«, kann die Isolation der Homosexuellen »nur in dem Maße aufgehoben werden, wie gleichgeschlechtliche Liebe zum sichtbaren und lebbaren Bestandteil der gesellschaftlichen Öffentlichkeit wird.«

Da kommen gesellschaftliche Kategorien ins Spiel, die über die sexualwissenschaftliche Diskussion der letzten Jahre weit hinausgehen - und genau das war das Besondere dieser Tagung. Das Mediziner-Monopol wurde gebrochen, Gesellschaftswissenschaftler haben in die Diskussion eingegriffen. Dabei bezogen die Mitarbeiter des Wissenschaftsbereichs Philosophie, Sektion Marxismus-Leninismus, an den Universitäten Berlin und Jena Positionen zur Homosexualität, wie sie bisher in sozialistischen Staaten noch nicht formuliert wurden.

Das geht nicht ohne Widersprüche ab, auch wenn man sich in der Lagebeurteilung ziemlich einig ist. Homosexuelle werden diskriminiert. Das zeige sich u.a. »in herabwürdigenden, verachtenden, beleidigenden, verunglimpfenden, verhöhnenden Äußerungen und Handlungen bis zu physischen Tätlichkeiten.« Die Soziologin Ursula Sillge zählt im Zusammenhang mit weiblicher Homosexualität ebenfalls ein ganzes Instrumentarium negativer Sanktionen auf. »Verbales Mißfallen, Abwerten in Gesten und Handlungen, Reduzierung oder Abbruch von Kontakten, Benachteiligung bis zur Nichtbeförderung oder Entlassung, Sündenbockfunktion usw.« Lykke Aresin gab in ihrem Eröffnungs-Statement die Richtung an - man wolle »vorrangig offene Probleme« diskutieren - und das hieß, die Organisatoren verzichteten darauf, »die bereits erreichten Fortschritte« immer wieder zu beschwören.

Die gesellschaftliche Entwicklung in der DDR erlaubt einfach nicht länger, homosexuelle Individuen an den Rand zu drängen, denn »der besondere Wert eines Individuums für die Gemeinschaft besteht zunehmend darin, wie es seine Originalität, seine Einzigartigkeit herausbildet und zur gesellschaftlichen Geltung bringt.« (H. Thinius)

Aber wo sind die Grenzen der Originalität und Einzigartigkeit? Die Vorurteile sitzen tief, auch die Referenten und Diskussionsteilnehmer sind, wie könnte es anders sein, nicht frei von ihnen. Vielen ist die Tunte, der effeminierte Homosexuelle, ein Graus und offen wird die Hoffnung ausgesprochen, daß mit dem Ende der gesellschaftlichen Diskriminierung spezifische Erscheinungen der Homosexualität verschwinden. Diese Zukunftsprojektion kann man sogar nachvollziehen, wenn sie das Verschwinden spezifischer Erscheinungen der Heterosexualität einschließt: Weder Tunte noch Macho. Thinius betont, daß bestimmte auch von Homosexuellen als negativ empfundene Erscheinungen der »Szene« ein »historisches Produkt der Diskriminierung und Strafverfolgung« sind. Es wäre zynisch, so Thinius, Verhältnisse, die sich »teilweise als Überlebensstrategie unter Bedingungen massiver Diskriminierung entwickelt haben« einfach als Charakterlosigkeit zu erklären. Die Szene muß »aufgehoben« werden und nicht einfach abgeschafft, was nur zum Preis der Repression möglich wäre. »Aus der Sicht der sozialistischen Moral« unterliege im übrigen nicht das Anderssein der moralischen Wertung, »sondern unser Verhältnis zum Anderssein, das ja immer das Anderssein eines Bürgers unserer Gesellschaft ist.« - so Wolfgang Bradter, Philosophie-Professor in Jena. Das ist eine deutliche Antwort an jene, die zwar bereit sind, Homosexuelle aus der gesellschaftlichen Isolation herauszuführen, als Gegenleistung aber deren Anpassung an die 'sozialistische Moral' erwarten und dabei übersehen, daß diese Moral eine heterosexuelle ist, die sich darüber hinaus selbst in einem ständigen Wandlungsprozeß befindet.

Bei allem Hin und Her und allen Widersprüchen waren sich die Tagungsteilnehmer einig darin, daß es keine Möglichkeit gibt, seine sexuelle Orientierung frei zu wählen, noch sie beliebig zu ändern, folglich gibt es, wie der Berliner Mediziner

Günther Grau resümiert, »auch keine Notwendigkeit, homosexuelle Männer und Frauen zwingend veranlassen zu wollen, sich in ihrem Verhalten nach den für die heterosexuelle Mehrheit gültigen Regeln und Normen zu richten.«

Ein konzeptionelles Manko hatte die Tagung: So sinnvoll sich die thematische Selbstbeschränkung im Falle der Medizin erwiesen hat, die totale Ausblendung der rechtlichen Lage von homosexuellen Männern und Frauen ist gerade von der Themenstellung her nicht gerechtfertigt. Es stimmt eben nicht, daß »1968 in der DDR die Strafbarkeit homosexuellen Verhaltens aufgehoben wurde«, wie Dietmar Bsonek in seinem ansonsten hoch interessanten Beitrag »Zu Problemen der ethischen Bewertung der Homosexualität in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft« behauptet. Auch in der DDR gibt es einen spezifischen Jugendschutz, der homosexuelle Frauen und Männer diskriminiert - mit allen psychosozialen Folgen. Daß die Veranstalter eine Diskussion des Jugendschutzalters vermeiden wollten, ist verständlich, denn diese Frage hätte weit weggeführt von der Themenstellung. Dennoch, diese Diskussion ist auch in, der DDR überfällig - zu einer anderen Zeit an einem anderen Ort. Die Jenaer Tagung wäre allerdings der Ort gewesen, die psychosozialen Folgen einer fragwürdigen Rechtsnorm wenigstens darzustellen. Andererseits kann die in Jena aufgenommene und so konsequent und schonungslos selbstkritisch geführte Diskussion nur in einer Revision des DDR Sexualstrafrechts enden. Früher oder später. Eher früher.

---

* »Psychosoziale Aspekte der Homosexualität.« Bericht über eine wissenschaftliche Tagung in der DDR am 28. Juni 1985 in Jena. Wissenschaftliche und redaktionelle Bearbeitung E. Günther. Veröffentlichung der Friedrich-Schiller-Universität Jena (hektographiert), 1986.

Konkret 09/86, S. 32

Jutta Voigt, Fritz-Jochen Kopka

Der Strass

Miss Albena - Vorstellungen einer Schönheitstänzerin

An Sicherem, an Faßbarem, an Unbestreitbarem gibt es nichts außer der nackten Haut. Sie ist das einzige, was wir besitzen. Was uns gehört. Das vergänglichste Ding, das es in der Weit gibt.

Curzio Malaparte, Die Haut

Wir stiegen Ostkreuz ein, Nöldnerplatz aus, um auf die Bahn nach Marzahn zu warten. Es war dunkel, gegen halbacht, der Zug voll wie im Berufsverkehr. Alles sah nach vergangener Arbeit aus. Lichtenberg stieg unverhofft jene Person ein, deretwegen wir unterwegs waren: Sylvia Jochmann. Als Künstlerin Miß Albena. 28 Jahre alt, 1,71 m, 51 Kilo, aber nicht mager. Ach, sagten wir alle. Sie trug vier große glänzende Plastiktüten. Was zu sehen war, erregte Neugier. Das Glitzerzeug, die karmesinroten Pfauenfedern, der türkise Frottee, die silbernen Halogenlampen brachten was Träumerisches in die müde S-Bahn. Die Tänzerin setzte sich, wir lächelten, suchten ein Thema, wir kannten uns kaum. Ein paar Wochen davor war im Prater ein deutsch-sowjetischer Artistenball gewesen. Plötzlich, zwischen russischen Akrobaten, Jongleuren aus Berlin und einer vergessenen Sängerin aus Dresden, war da der Bolero von Ravel; eine Frau, viel Haut, wenig Straß, steigerte die Suggestion der Musik noch durch ihren Tanz. Soviel singuläre Nacktheit - die Gemütlichkeit war dahin. Die Gläser blieben stehen.

Anschließend stieg ein bacchantischer Sänger herab zu den Leuten: »Papa macht heut Prösterchen!« Im Foyer sahen wir die Tänzerin nochmal. Sie hatte einen olivgrünen Overall an und sah aus wie eine lateinamerikanische Freiheitskämpferin, aber mindestens wie Carmen in dem Film von Saura. Ihr unauffälliges Deutsch mußte überraschen. Sie war allein - kein Betreuer an ihrer Seite, kein Choreograph, kein Mann -, sie wirkte wie ein mutiges Kind.

Wir bewegten uns auf exotischem Terrain, mit vorsichtigen Fragen. Sie antwortete freundlich, sanftmütig, alltägliche Aussagen über einen Nachtberuf.

Ich mach das vom Gefühl her. Ich bin nicht so veranlagt, daß ich das ordinär darstellen könnte. Ich bin gar nicht der Typ.

*

Als Sylvia Jochmann zehn Jahre alt war, engagierte die Mutter eine Ballettlehrerin. Die bemerkte, daß das Kind sehr weich im Rücken war und ein starkes Hohlkreuz hatte, nicht gut für Ballett: »Sylvia, verbieg dich lieber!« Die Zwölfjährige bewarb sich an der Artistenschule, mußte vorarbeiten. Die Tochter ist nicht sexy genug, wurde der Mutter verkündet, aber wir können es ja mal probieren. Die Aufnahmeprüfung war bestanden. Mit vierzehn begann Sylvia zu studieren, Kautschuktanzakrobatik. Sie hatte eine Trainerin nur für sich.

Es war eine Sonderausbildung, 'ne einmalige Chance, das wird's auch nicht wieder geben, weil das den Staat sehr viel Geld kostet.

Ein Jahr später ging die Trainerin nach Kairo, Sylvia trainierte allein weiter. Mit sechzehneinhalb war sie Kautschuktanzakrobatin mit Fachschulabschluß.

Man mußte Schmerzen überwinden, um sich überhaupt so verbiegen zu können. Man hat auch Angst, den Bogen zu überspannen. Der erste Auftritt war in Potsdam bei der Volkspolizei. Die sprechen heute noch davon.

Am 1. Dezember, sie wurde gerade zwanzig, war die Akrobatin in Amsterdam. Das erste Auslandsgastspiel. Bararbeit. Es ging nicht nur um die Kunst, sie sollte auch animieren, unvorstellbar für das Kind aus der DDR, sie versuchte, sich rauszuhalten, Galavorstellungen zu bekommen, weg von der Bar.

Die Sprache ist es nicht. Aber die Angst, weil man nicht weiß, was auf einen zukommt. Überall ist mal was gewesen, wo man'n Schock kriegt. Ich wurde zum Beispiel mal gewürgt. Man wird verfolgt, wenn man jemand 'n Korb gegeben hat.

An der Station Marzahn leerte sich die Bahn, auch wir stiegen aus. Sylvia Jochmanns Auftritt sollte in der neuen HO-Gaststätte »Zur Promenade« stattfinden. Wie man dahinkommt, wußten wir nicht. Es nieselte. Ein Stück gingen wir im Strom derer, die länger in der Stadt geblieben waren, um einzukaufen oder was zu trinken, und die sich jetzt beeilten, eine Bauzaun-Passage durchquerend nach Hause zu kommen. Ehe wir jemanden fragen konnten, hatte sich die Menge zerstreut. Wir standen auf einem weiten Platz, der Wind zerrte an Tüten und Mänteln. Die Blocks waren gemütlich erleuchtet, ferne Wärme. Kein Bus, keine Straßenbahn. Unter den Laternen glitzerte kalt der Straß aus den Tüten. Wir wären am liebsten umgekehrt, die Tänzerin blieb zuversichtlich.

Dann erwischte sie ein Taxi.

Das ist unsere Aufgabe. Immer das beste drausmachen.

*

Sylvias Mutter war nach Beelitz gezogen, als das Kind fünf war.

Da sind wir beide Spießruten gelaufen. Weil Mutti noch nicht verheiratet war. Kleinstadt. Und wir kamen aus Berlin. Sehr schön gekleidet. Meine Mutter war wirklich 'ne sehr schöne Frau. Das hatte zur Folge, daß man sich erstmal zurückgezogen hat.

Die Mutter heiratete den Bäckermeister. Es soll die schönste Hochzeit gewesen sein, sagen die Beelitzer.

Das Kind stand in der Schule abseits. War verschüchtert und hörte schlecht. Sylvia hatte sich Papier in die Ohren gestopft, das blieb lange Zeit unbemerkt. Ihre Leistungen waren schlecht, die Kinder spöttelten, und Sylvia nahm es in Demut hin, die sie gegen Entschlossenheit vertauschte, wenn sie sich einer Sache sicher war. Immer das beste drausmachen. Zwischendurch geschah Sonderbares. Im Gymnastikunterricht, in der Schulbank, in den Pausen - Sylvia verbog ihren Körper auf erstaunliche Weise. Weil ihr der Rücken weh tat oder einfach so. Die anderen standen um sie herum und sagten: Was macht sie denn? Das gibt's doch nicht!

Die ersten Zeichen von Anerkennung. Als sie wußte, daß sie Artistik studieren werde, verbesserten sich plötzlich die Leistungen in der Schule. Sylvia studierte, arbeitete, fiel auf.

Das ist tatsächlich schon so, daß die Leute sagen: »Sie sind doch Miß Albena! - Jaja. - Wir haben Sie gesehen. Das ist aber schön, daß Sie bei uns sind!«

Sie hatte Engagements in fast allen sozialistischen Ländern; in Amsterdam, in Tokio und arideren japanischen Städten. *In Japan wurde ich behandelt wie eine Prinzessin*. Sie trat im Fernsehen auf: »Asse im Spiel«, »rund«, »Ein Kessel Buntes«, »Wunschbriefkasten«.

Das kann Beelitz überhaupt nicht verkraften.

Das Taxi hielt. Wir standen in Marzahn auf der Straße. In der »Promenade« war geschlossene Veranstaltung. Als Gefolge von Miß Albena gelangten wir in die Künstlergarderobe. Ein Tisch, ein paar Stühle, Neonlicht. Vier Männer der Band Anno 78 erwarteten müßig den Beginn ihres Dienstes... Wie wollen Sie sich denn hier umziehen?, fragten wir besorgt - Macht nichts, sagte Sylvia, ich hab einen Bademantel mit. Sie begann, sich in einer Ecke einzurichten. Kein Ankleidespiegel da, kein Wandschirm, kein Schminktisch. Es war, als brauchte die Tänzerin keine Trennwand, die sie schützte, es war, als behüte sie etwas anders. Neben dem Waschbecken glitzerte der Straß.

Oft wurde gesagt, du hast zuviel an. Das ist alles unnötig. Du hast einen schönen Körper. Du mußt, solange du noch jung bist, solange noch alles ästhetisch ist, mußt du alles zeigen, dazu bist du einfach da.

Ich hatte damals 'ne starke Abneigung zu Männern. Trotzdem habe ich versucht, auf der Bühne zu kämpfen. Das völlige Gegenteil eigentlich.

*

Im Restaurant gab man uns einen Tisch neben der Tanzfläche, etwas erhöht, hinter einer Balustrade. Um uns herum aßen Gastronomen Rumpsteaks mit Champignons. Sie waren da, um ihre Arbeit zu feiern. Viele wurden ausgezeichnet. Der Leiter vom Dienst trat ans Mikrofon: Wir freuen uns, daß wir Sie kulturell umrahmen können. Wir haben als Gast heute abend unseren Altmeister und allzeit beliebten Günter Gollasch bei uns. »When the Saints go marching in« dudelte ein Band, und der Altmeister spielte Klarinette dazu und sang. Voller Lust von Petite fleur bis Macky Messer. Wir haben noch einen weiteren Stargast: Bitten wir Miß Albena, uns den Abend zu verschonen.

Das Reinkommen, das Verkleidet-sein, das Spiel mit der Boa und dem Mantel, ich muß mich ja erstmal an das Publikum herantasten. Da seh ich dann, ob das mein Publikum ist und welche Gefahren drohen.

Als Licht wähle ich gern rot und blau, das wird pinkfarben, da wirkt der Körper plastisch und braun. Und Straß sieht ganz toll aus, das funkelt und sprüht.

Träges Beginnen des Bolero. Anschwellen, Abklingen, Anschwellen. Immer dasselbe Motiv. Die Tänzerin kreist um diesen Faszinationspunkt, setzt Anschwellen und Abflauen um in Angriff und Flucht, Verführung und Abwehr. Oder Erliegen. Seidenmantel und Federboa fallen. Was bleibt, ist Straß auf nackter Haut. So vornehm der Körper ist, so gewagt bewegt, verbiegt er sich, riskiert sich ganz, wird verführt durch die Musik; oder treibt er sie an? Immer dasselbe, immer lauter: Wer verführt, wer gibt nach, wer dominiert, wer unterliegt, wo ist Anfang, wo Ende, oder gibt es nur Kreise? Das sich wiederholende, immer lauter werdende Motiv der Monotonie, so rauschhaft und so entschieden, als wäre in ihm was verborgen, das man entreißen muß, um leben zu können. Es fehlt noch ein Rest zur Wahrheit. Je fordernder die Musik wird, desto weniger gibt sie davon preis. Der Kopf plötzlich auf der Erde unter dem Körper, das Gesicht in einer unvorstellbaren Lage, es richtet sich darin ein, und: es lächelt, leicht, voller Genugtuung, heruntergekommen zu sein und doch Subjekt. Eine zufriedene Dompteuse ihrer selbst. Die Monotonie ist so beherrschend geworden, daß sie sich selbst zermalmt. Das Lächeln bleibt, der Straß, die Metaphysik der Unschuld.

Hier liegt die tiefere Bedeutung des Geschlechts aus Diamant... Dieses letzte Dreieck versperrt durch seine reine geometrische Form, durch seine glänzende harte Materie das Geschlecht wie ein Riegel und verweist die Frau definitiv in eine mineralische Welt, denn der (Edel)-Stein ist hier das Wappenzeichen des totalen und nutzlosen Objekts. So wissen wir es von Roland Barthes. - »Mythen des Alltags« - Und so ist es auch hier. Der Straß aus jener mineralischen Welt heiligt die heiklen Stellen, macht sie unantastbar für den einzelnen, begehrenswert für alle. Ein artistisches Spiel mit tradierten Vorstellungen. Eine künstliche Welt der Nacht, in der der Straß die Sehnsucht nach Schönheit ohne materiellen Wert verkörpert, Demokratie in der Show, Triumph des Talmi, im Augenblick ist er schön.

Die Bar ist der schwierigste Ort. Da ist der Erfolg nie sicher. Man wirdplötzlich nicht beachtet. Alles unterhält sich, lacht und ißt. Die kommen mit der Meinung rein: Guck mal die, die kriegst du sofort.

Kautschuk wird nunmal so eingeschätzt, daß man damit ein bißchen aneckt. Damit muß ich mich abfinden.

Mich reizt die schwere körperliche Arbeit, trainieren. Und dann kann ich das Frau-Sein richtig auskosten, was ich sonst nie kann. Das spielt sich alles auf der Bühne ab.

Der Tanz ist voll Spannung zwischen der Tänzerin und der Vision vom schweren Weg zum Glück. Man mußte Schmerzen überwinden.... Im Leben ist Sylvia Jochmann ohne diese Spannung. Sie hat keine Freunde, keinen Mann und kein Kind. *Ist alles zukunftlos, sobald ich meinen Beruf sag, viel auf Reisen. Zusammen Abendbrot essen, früh aufstehen, zur Arbeit gehen, das Frühstück auf den Tisch setzen, das fällt bei mir alles weg. Und am Wochenende möchten sie natürlich die Frauen zu Hause haben. Vielleicht Gartenarbeit oder sonstiges*. Sie hat sich immer allein durchgeschlagen. Abend für Abend sieht sie, wo sie auch ist, das Programm an, um das Schöne zu finden und hinter das Geheimnis der anderen zu kommen und hinter das eigene. Eine Nummer aufzubauen, eine Idee zu finden, zu vervollkommnen und selbst zu realisieren - das ist ein Schöpfungsakt, der sie antreibt wie jeden Künstler. Sie hat eine Botschaft, subtile Mitteilung über die Dualität von Körper und Seele. Sie bestimmt ihre Kostüme, ihre Musik, bastelt am Kassettenrecorder, besorgt sich Engagements, setzt Annoncen in die »Unterhaltungskunst«, kämpft um leistungsgerechte Bezahlung, sie hat die C, die höchste Einstufung für Artisten. *Im Geschäftlichen bin ich ganz normal, das Frausein dräng ich völlig beiseite. Entweder jemand will mich einkaufen oder nicht. Verlassen fühl ich mich manchmal. Ich geh dann in die Stadt, Geschäftsbummel am liebsten. Guck mir die Kuscheltiere an.*

Der Beruf, der sie in Einsamkeiten, Gefährdungen stürzt, ist haargenau der richtige, meint sie. Sie hat nicht nur die nötige Biegsamkeit, das Hohlkreuz, sie hat auch die Lust am Alleingang.

Es wird gesagt, daß ich naiv bin. Kann ja sein, daß das meine einzige Waffe ist.

Manchmal sehnt sie sich nach der Gruppe. Manchmal hat sie es satt, überall als Gast zu gelten. *Bin ich nicht mehr wert? Wenn man eine feste Arbeitsstelle hat, kann man viel schöpferischer sein, finde ich*. Aber sie weiß, daß sie nicht Solistin und Teil der Gruppe gleichzeitig sein kann. Sie hat sich für das Solo entschieden.

Verlassen liegen Boa und Mantel im pinkfarbenen Licht auf der großen Tanzfläche. Der Bolero ist zum Orgiastischen gesteigert, die Tänzerin füllt den Raum, in dem sie anfangs isoliert wirkte, alle Sinne sind auf sie gerichtet. Von drei Positionen glitzert der Straß.

*

Schließlich sitzt sie an unserem Tisch. Wieder im olivgrünen Overall. »Anno 78« spielt: I will nur zruck zu dir. Sie ißt manchmal garnichts, sagt die Tänzerin. Meistens esse ich gleich doppelt, sagt sie. Vereinzelte schwarze Löckchen kringeln sich auf der edel gewölbten faltenlosen Stirn. Die Zukunft ist jetzt kein Thema. Oder immer. *Bis fünfunddreißig, denk ich, kann man das schon machen. Wenn ich mal ein Kind hab, ist es sowieso vorbei. Das schaff ich nicht mehr, wieder von vorn zu beginnen.* Zwischendurch lacht sie bei winzigen Anlässen, ohne wieder aufzuhören. *Ich glaube, ich kann erst später, wenn die Sache abgeschlossen ist, einschätzen, was ich eigentlich gemacht habe.*

JUTTA VOIGT und FRITZ-JOCHEN KOPKA sind redaktionelle Mitarbeiter von »Sonntag«, Organ des DDR-Kulturbundes. Dort erschien ihr Text über eine deutschdemokratische Schönheitstänzerin zuerst. KONKRET veröffentlicht ihn ungekürzt.

Konkret 09/86, S. 36

Magazin

ANALPHABETEN ausbürgern

Wahr ist: Nur wer mit der deutschen Rechtschreibung auf gutem Fuß steht, hat als Ausländer Chancen, in der Bundesrepublik eingebürgert zu werden. Das Oberverwaltungsgericht Koblenz hat das Einbürgerungsbegehren eines 34 Jahre alten Tunesiers zurückgewiesen, weil der Mann nicht in der Lage gewesen sei, einen kurzen Text fehlerfrei niederzuschreiben. Der Tunesier hat einen Volksschulabschluß und lebt seit 14 Jahren in der Bundesrepublik.

Unwahr ist: die drei Millionen Bundesdeutschen, die Analphabeten sind, werden jetzt ausgebürgert.

Beleidigte Majestät

Im CSU-Blatt »Löwe und Raute« hatte Stoiber im Februar 82 behauptet: »Parteivorsitzender dieser CSU und Ministerpräsident ist Franz Josef Strauß.« Darauf ein Frechling vom »Simbacher Bladl«, einem Alternativblatt in Niederbayern: »Für diese wichtige Information muß ich Herrn Stoiber besonders danken, war ich doch bislang der Meinung, der etwas dickliche Herr mit Baßstimme sei mit einer außenpolitischen Beratertätigkeit betraut, wie der planungstechnischen Beratung beim Bau von KZ's* des Herrn Pinochet oder gar des Ananasimports aus Alaska.

* KZ = »Kulturzentrum« (Diese Anmerkung mit * war Original im Text)

Schon war er beleidigt, d.h. nach fünf Monaten kam die Polizei dahinter. Es folgte im Juni 83 die erste Verurteilung zu 875 Mark Strafe, da der »beanstandete Passus den Rahmen einer Satire sprenge.« Weiter ging's zur Revision. Ein Gutachten stellte fest: »Es ist literarische Satire«. Dann im November 84 der Freispruch. Doch erneut Revisionsantrag mit der Begründung:,»Das Urteil des Landesgerichts beruht auf einem Verstoß gegen Denkgesetze insoweit ... «

Im März 86 wurde der Freispruch aufgehoben. Der Fall ging zurück zur neuen Verhandlung. Allein mit den Gerichtskosten von ca. 15.000 DM wäre das »Simbacher Stadtbladl« am Ende. Seit vier Jahren können sich die Richter kein Urteil bilden oder hoffen sie, wie Bundeskohl, auf die biologische Erlösung des bayrischen Dünnhäuters.

DIE AMIS SIND DOOF

Ab und an müssen Vorurteile gefüttert werden. Hier ist die Atzung: Das US-amerikanische Magazin »People«, das jährlich einmal eine große Umfrage über das Wissen und die Klugheit der US-Amerikaner durchführt, scheute sich auch nicht, die Ergebnisse zu publizieren. Jeder zweite Befragte meinte, daß sich hinter dem Begriff »Contras« entweder eine Rockgruppe verberge oder die Marke eines Pfefferminzbonbons oder eine Familienserie im TV.

Schwarzfahren ist nicht fair

Schwarzfahren ist strafbar. Das ist die gängige Meinung der Verkehrsbetriebe und ihrer angeschlossenen Rechtsbeistände. Und sie meinen es ernst. 1984 wurden allein in Hamburg von 236.000 Ertappten 18.815 Personen angezeigt.

Schwarzfahren ist nicht strafbar. Diese Ansicht verkündet der Strafrechtler und Rechtsphilosoph Dr. Heiner Alwart in seiner Antrittsrede als Privatdozent an der Uni Hamburg. Die Gründe: Fortfall von Schaffnern, Sperren etc. So fehlt dem Bürger der Ordnungsfaktor als führende Hand, wenn er einsam und verlassen durch das »Labyrinth der Geisterbahnhöfe und U-Bahn-Stationen« schleicht. Doppelt »erschleichen« ist aber nicht mehr drin, auch wenn das Strafgesetz von 1935 diesen Terminus jedem Schleicher anzuschleichen gedenkt.

Doch Straflosigkeit bedeute nicht, das Schwarzfahren zu legalisieren. Vielmehr sei das Schwarzfahren ein unfairer Mißbrauch der öffentlichen Nahverkehrsmittel. Schluß und Punkt Dr. Alwart.

SPÄTER HEIRATEN?

Die indische Regierung erwägt eine drastische Erhöhung des Heiratsalters für Männer und Frauen, um das starke Bevölkerungswachstum einzudämmen. Im südindischen Staat Andra Pradesch zum Beispiel ist das durchschnittliche Heiratsalter für Mädchen fünfzehn Jahre. Der stellvertretende Gesundheitsminister Krishna Kumar sagte nach

Zeitungsberichten, die Regierung erwäge, das Heiratsalter für Frauen von bisher 18 auf 20 Jahre und für Männer von 21 auf 25 Jahre heraufzusetzen. Ob dies allerdings die Bevölkerungswachstumsrate von gegenwärtig jährlich 2,1 Prozent senken kann, wird von Experten bezweifelt.

GEWALTIGE STEIGERUNG

Die zentralamerikanischen Länder geben im Durchschnitt 25 Prozent ihres Budgets für Beschaffung und Unterhalt ihrer Bewaffnung und für die Kosten des Militärpersonals aus. Zu diesem Schluß kam das internationale Friedensforschungsinstitut SIPRI in Stockholm.

SIPRI publizierte folgende Angaben über die Länder Zentralamerikas: Costa Rica, das sich im Zentralamerika-Konflikt als neutral bezeichnet, gibt 22 Prozent seines Budgets für Militärkosten aus, während in EI Salvador etwa 50 Prozent der Militärkosten von den USA getragen werden. Die Studie von SIPRI zeigt weiter, daß die Militärausgaben in Zentralamerika in den letzen fünf Jahren um 300 Prozent gestiegen sind, die Ausgaben für paramilitärische Zwecke im gleichen Zeitraum um 800 Prozent.

SIPRI macht darauf aufmerksam, daß die Belieferung mit Kriegsmaterial der Drittweltländer durch die Industriestaaten ein alarmierendes Ausmaß angenommen hat.

Einige Entwicklungsländer haben sich sogar in bedeutende Lieferanten für Kriegsgeräte gewandelt, dies auf Kosten ihrer inneren Entwicklung, des Gesundheitswesens, des Wohnungsbaus, der Nahrungsmittelerzeugung und der Bildung. Guatemala zum Beispiel setzt als einziges zentralamerikanisches Land Gewehre der Marke »Galil« zusammen und wird bald die israelische Lizenz für die komplette Produktion dieser Waffe erhalten.

MEHR FRAUEN

Um 50.623 oder 3,1 Prozent ist im vergangenen Jahr die Zahl der weiblichen Gewerkschaftsmitglieder gestiegen. Wie Irmgard Blättel, zuständig für Frauenpolitik im DGB-Bundesvorstand, mitteilte stellen die Frauen mit 85 Prozent den größten Anteil an allen Neuzugängen. Seit über einem Jahrzehnt halt dieser Trend bereits an, so daß sich der Anteil der Frauen an der Gesamtmitgliedschaft im DGB von 16,5 Prozent im Jahre 1973 auf jetzt 22,1 Prozent erhöht hat. Die stärksten Zuwachse verzeichnen die IG Metall, die Gewerkschaft HBV, die Gewerkschaft ÖTV und die GEW.

TÜRKEI IST SPITZE

Die Türkei steht mit der Zahl der Verurteilten im Verhältnis zur Bevölkerungszahl in Europa en der Spitze. In der Türkei kommen auf 100.000 Einwohner nicht weniger als 372 Verurteilte. Auf den folgenden Plätzen der Hitliste: England 340, Belgien 226, BRD 187 ' Italien 182, Frankreich 158, Spanien 133 und Griechenland 89.

EIN DRITTEL FRAUEN

In den skandinavischen Ländern sind mehr Frauen in der Politik als anderswo. Liegt der Anteil der Frauen im westdeutschen Bundestag seit Bestehen dieser Volksvertretung ziemlich konstant bei zehn Prozent, sind im Europaparlament immerhin schon 17 Prozent der Frauen, so sitzen in Schweden 30 Prozent in den politischen Gremien.

ARMUT WÄCHST

Rund 170 Millionen Menschen in Lateinamerika werden im Jahre 2000 in lebensbedrohender Armut leben. Das sagte der Leiter der Lateinamerika-Abteilung der Weltgesundheitsorganisation (WHO), Guerra de Macedo, in Havanna. Diese Entwicklung sei auch nicht durch eine »Wiederaufnahme des wirtschaftlichen Wachstumsprozesses« in der Region aufzuhalten. Von 1970 bis 1980 sei die Zahl der Armen von 90 Millionen auf 130 Millionen gestiegen.

Keine Informationen

Hundert Familien in Südafrika sind im Ungewissen darüber, ob Angehörige sich in Haft befinden oder »verschwunden« sind - obwohl zwei Kabinettsmitglieder betont haben, die Familien Verhafteter würden umgehend verständigt. Die

Ausnahmezustandsregeln verpflichten die Polizei allerdings keineswegs, irgendjemanden von der Verhaftung einer Person zu verständigen. Vor allem schwarze Familien werden selten informiert. »Wenn es sich um schwarze Familien handelt«, so ein Anwalt, »sagt man ihnen nichts. Bei weißen Festgenommenen variiert es, aber es scheint, daß die überwältigende Mehrheit nicht informiert wird.«

ALLE WOLLEN HELFEN

Bevor Namibia vollends unter die Kontrolle der SWAPO gelangt, wird deutscherseits alles versucht, den Einfluß zu verstärken. Die Kontakte auf militärischer und polizeilicher Ebene klappen bestens. Bundeswehrsoldaten und bundesdeutsche BKA-Beamte pflegen ihre alten Freundschaften. Damit auch was »fürs Herz« geschieht, darf Entwicklungshilfe nicht fehlen. Die Bundesregierung hat deshalb die Otto-Benecke-Stiftung (sonst zuständig für Ostlandflüchtlinge), die Johanniter Unfallhilfe, Carl-Duisburg-Gesellschaft, Friedrich-Naumann-Stiftung, (FDP nahe) Konrad-Adenauer-Stiftung, Hanns-Seidel-Stiftung, Welthungerhilfe, den deutschen Sportbund (Fußballtraining in Windhoek), Lions-Club (reiche Leute) und den Deutschen Akademischen Austauschdienst unterstützt. Beliebte Partner sind unter anderem auf namibischer Seite der Trägerverein für die »Deutsche höhere Privatschule in Windhoek« sowie das »University Center for Studies in Namibia«. Deren einhelliges Ziel ist die Zementierung deutschburischer Vorherrschaft in Südwest. Das UNO-»Namibia-Institut« in Lusaka genießt weniger Freunde auf Seiten der Bundesregierung.

ASYL-FILM'

Eine Gruppe von Hollywood-Schauspielern hat sich mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit der USA gewandt, endlich Schritte gegen Hunger und Obdachlosigkeit im eigenen Lande zu unternehmen. Die Schauspieler, unter ihnen Martin Sheen und Cicely Tyson, sprachen im größten Asyl bei der Uraufführung eines Spielfilms, an dem die Künstler und 250 Obdachlose mitgewirkt hatten. Der Film mit dem Titel »Samariter: die Mitch-Snyder-Geschichte« schildert die Tragödien Obdachloser und die Bemühungen von Sozialhelfern, das Los der Betroffenen zu lindern. Erzählt wird von Mitch Snyder, der Leiter des mit fast 800 Schlafstellen größten Obdachlosenasyls von Washington ist. Er hatte 1984 mit einem Hungerstreik auf die Ignoranz der Regierung gegenüber dem Obdachlosenproblem aufmerksam gemacht. Die durch die Filmaufführungen zusammengetragenen Spenden sollen Obdachlosen zugute kommen, deren Zahl allein in Washington auf mehr als 10.000 geschätzt wird.

KNALLOBST

Heckler & Koch ist eine Firma mit Tradition. Hervorgegangen aus den Mauserwerken im Schwarzwald-Städtchen Oberndorf beliefert sie heute so ziemlich jeden Krieg, fördern sie jedes Geschah mit Waffen. Zum Beispiel indem sie Söldnertreffen in den USA mit Trophäen sponsert und berufsständische Magazine wie etwa »Soldier of Fortune« mit vierfarbigen Hochglanzanzeigen bedenkt.

Um die Politik kümmert sich der zuständige Wahlkreisabgeordnete der FDP. Martin Grüner, Kandidat im Wahlkreis Schramberg, ist seit Dezember 1972 Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesministerium für Wirtschaft. Dort zuständig für die Rüstungsexport-Genehmigungen. Wenn Kanzler Kohl in die saudische Metropole Riad reist, begrüßt ihn artig der Statthalter des Oberndorfer Unternehmens.

Ob Contras in Nicaragua und Angola, südafrikanische Truppen in Namibia oder Pinochets Mordbanden in Chile - sie alle schießen aus Heckler & Koch-Gewehren. Derweil spendet die Oberndorfer Firma für die »demokratischen Parteien in Bonn« und Stuttgart.

Der »Monitor«-Redakteur und Filmemacher Wolfgang Landgraeber hat die Kleinstadt Oberndorf mehrere Monate lang aufmerksam studiert. In seinem 90-MinutenFilm »Fern vom Krieg« kommen HK-Betriebsräte ebenso zu Wort wie ehemalige Zwangsarbeiter im früheren Mauser-Werk. Heckler & Koch scheut die Öffentlichkeit. Deshalb werden auch schon mal Codewarte benutzt. Da steht schon mal »Banane« auf dem Brief, wenn das G3 gemeint ist.

»Südfrüchte aus Oberndorf« betitelte Landgraeber seine 25 Minuten lange Darstellung des Rüstungsexporteurs H & K. Den gleichen Titel wählten auch die Autoren eines Readers zum Film. Abgedruckt und kommentiert sind darin interne Firmenunterlagen. Beschrieben wird die Schwierigkeit für Parlamentarier, den Dschungel der regierungsamtlichen Rüstungsexportgenehmigungspraxis zu durchleuchten. Zu Wort kommen außerdem - im Film und Buch - ein von Heckler & Koch wegen seiner Kritik am Rüstungsexport entlassener Betriebsrat und Vertreter von Friedensgruppen in der Waffenstadt.

Filmverleihe: »Südfrüchte aus Oberndorf«, Matthias Filmverleih Gänseheiderstr. 67, 7000 Stuttgart 1; »Fern vom Krieg« - Verleihgenossenschaft der Autoren, Alfonsstr.1, 8 München 19; das Buch »Südfrüchte aus Oberndorf« 166 Seiten, 12,80 DM Forum-Europa-Verlag, Bonn.

»Linksextrem«

Der von der Ludwigsburger Zentralstelle für die Verfolgung -von Nazi-Verbrechen mit viel Lob aufgenommene »Heimatgeschichtliche Wegweiser zu Stätten des Widerstandes 1933 bis 1945« ist im niedersächsischen Verfassungsschutzbericht als »linksextrem« eingestuft worden. Bei dem »Wegweiser« handelt es sich um eine Buchreihe des von Professor Wolf Rüdiger Wilms (Heidelberg) geleiteten Studienkreises zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des deutschen Widerstandes.

Ein Gedicht. Titel: »AM ABEND«

»Die Sonne sinkt. Vom goldenen Licht umwoben/Erglänzt die Flur, der Abendglocken Lauten/Tragt Friede durch die glanzbestrahlten Weiten/Und alles hat die Augen aufgehoben/Und alles blickt, so sehnsuchtsvoll nach oben:/Als schimmerten vergangne schöne Zeiten/Im Abendlicht, der Kindheit sel'ge Freuden;/ Und alles scheint den guten Geist zu loben,/Der uns erschuf zum Glauben und zum Lieben/Der Hoffnung gab, dem sturmbewegten Leben/und heitre abendstille Friedensstunden./O selig, wer den Gottentflammten Trieben/Das Herz kann öffnen, daß sie ihn entheben/Und er emporsteigt, alles Harms entbunden.«

(Nicht schön, aber seiten. Von Friedrich Engels. Aufgefunden im Archiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU in Moskau bei der Vorbereitung für den Band 3 der Ersten Abteilung der Marx-Engels Gesamtausgabe.)

EICHBERG WAS HERE

Peinliche Überraschung für die Herausgeber des erst vor wenigen Wochen vom gewerkschaftseigenen Bund-Verlag auf den Markt gebrachten »Lexikon des Sozialismus«: Zwischen den 200 Wissenschaftlern und politischen Publizisten aus 15 Ländern, »allesamt rührige Kommissionäre, Sekretäre und Emissäre der Sozialdemokratie«, so SPD-Vorsitzender Willy Brandt bei der offiziellen Vorstellung des voluminösen Werkes in Bonn, hat sich auch ein Autor eingeschlichen, den man bislang von Biographie und Programmatik her eher zur bundesdeutschen »Neuen Rechten« zahlte: Neben Repräsentanten der organisierten Arbeiterbewegung wie Ernst Breit, Egon Bahr, Wolfgang Clement, Erhard Eppler, Walter Fabian, Peter von Oertzen und Hans-Jochen Vogel darf sich auf den Seiten 182 folgende auch der neurechte Chefideologe Henning Eichberg über die Freidenkerbewegung verbreiten.

Henning Eichberg begründete 1974 in der neofaschistischen (von Goebbels Mitarbeiter Wilfried von Oven beeinflußten) Zeitschrift »LaPlata-Ruf« gemeinsam mit Gesinnungsfreunden seine Absicht, zukünftig als »antikapitalistische Sozialrevolutionüre« aufzutreten. Eichbergs 1978 in Zusammenarbeit mit dem »Hochschulpolitischen Ausschuß der Deutschen Burschenschaften« und dem rechtsextremen »Verein zur Förderung konservativer Publizistik e.V.«, herausgegebenes Buch: »Nationale Identität - Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft« ist bis heute das Standardwerk der »Neuen Rechten«.

Was Eichberg von anderen neurechten Publizisten unterscheidet, ist sein erfolgreicher Versuch, auch in Blättern der Linken zu Wort zu kommen. Ausgelöst wurde dies durch eine in der Zeitschrift »das da - avanti« bereits Ende 1978 geführte Auseinandersetzung zur nationalen Frage mit Rudi Dutschke. Daraufhin kam Eichberg in dem Magazin »pad-extra«, in der alternativen Frankfurter »Stadtrevue«, in »Pflasterstrand« und auch in »Ästhetik und Kommunikation« zu Wort. Seine geschickterweise schon früh propagierte neurechte Besetzung des Sozialismus-Begriffs gegenüber der Linken ging auf. Eichbergs Rezeption und sein Vorgehen ist ein äußerst erfolgreiches Beispiel für den Versuch, die oftmals diffuse politische Grundstimmung auf der undogmatischen Linken zur »nationalen Erosion« auszunutzen und dabei das neurechte Lager mit seinen Politikinhalten salonfähig zu machen.

Dabei fällt ihm im Ensemble des nahezu unüberschaubaren Gewirrs neurechter Vereine und Organisationen die Funktion der moderaten, glaubwürdigen und vor allem flexiblen ideologischen Speerspitze ohne Berührungsängste nach allen Seiten zu. Das machte auch die Anfang der 80er Jahre aufbrandende Frage in der Linken deutlich, die unter anderem von dem Buch der Berliner Historiker Peter Brandt und Herbert Amman: »Die Linke und die nationale Frage« ausging, in dem Eichberg ebenfalls zu Wort kam und umstandslos zur Linken gezahlt wurde.

Ob der stille neurechte Unterwanderer, der sich zwischenzeitlich ins dänische »Exil« zurückgezogen hat, um von dort in die bundesdeutschen Debatten einzugreifen, nach diesen Etappensiegen nun auch noch als demokratischer Sozialist von der großen Familie der Sozialdemokratie vereinnahmt wird?

MONOPOLY OF SEX

Wer trotz vegetarischer 10-Punkte-Diät oder »eins werden« von Körper und Geist, mit seiner heterosexuellen Problembewältigung noch immer in der eigenen Feuchte steckt, der kann sich den Orgasmus, zumindest in den USA, mit dem didaktisch konzipierten Würfelspiel - »Dr. Ruth's Game of Sex« - erspielen. Aber Dr. Ruth Westheimer, Erfinderin des Freizeitvergnügens, ständig bemüht via Fernsehen und Rundfunk die sexuelle Not zu mildern - bei dem gewaltigen Erfolg diese Spieles muß diese ebenso gewaltig sein - macht es dem Darbenden nicht leicht. Neben sexualkundlichem Wissen - ist der »empfindliche Teil des männlichen Körpers mit einem Knochen bestückt (...) oder nicht?« - gerät der Spielende in geschlechtsspezifische Komplikationen: Mit »Der Reißverschluß klemmt«, sagt er, und »Sonnenbrand auf dem Rücken«, sagt sie, haben wir Problematiken der partnerschaftlichen Beziehung präsentiert. Bis Mitteleuropäer in den Genuß des Monopoly of Sex kommen, wird man sich mit der schnöden Realität abfinden müssen.

Künstler« Ratten, Kasematten

Oben hausen der Ministerpräsident und Mannesmann, darunter in den Kasematten des ehemaligen Düsseldorfer Rheinhafens, wo bisher Obdachlose und Ratten residierten, arbeiten seit Anfang August auf Einladung des Paul-Pozozza-Museums 35 Künstler an Bildern, Installationen und Skulpturen. Das Paul-Pozozza-Museum, von fünf jungen Düsseldorfer Künstlern gegründet und nach seinem legendären Stifter, einem amerikanischen Millionär und sozialen Anarchisten benannt, betreibt seit drei Jahren das, was in postmoderne Vergessenheit geraten ist: Künstler fördern Künstler durch Zusammenarbeit. Die erstaunliche und für den Kunstbetrieb unrepräsentative Schau wird vom 13. September ab in Düsseldorf zu besichtigen sein.

Anschließend sorgt das Bauamt für die Gestaltung eines bislang nicht gekannten, gesamtkünstlerischen Konzeptes: Es laßt die Ausstellung einmauern.

PAINT YOUR LORRY

Der Name Red lorry Yellow lorry mag vielen als Zungenbrecher erscheinen, die Musik der fünf Lorries kommt aber erheblich schnörkelloser daher. Ihre zweite LP »Paint your Wagon« (Rough Trade; RTD 35) zahlt zu den wenigen positiven Erscheinungen des Okkult-Rock-Genres. Da sich RLYL-Chef Chris Reed als durchaus kompetenter Songautor erweist, braucht die Band unter den Gruft-Rockern niemanden zu fürchten.

DADASOPH HAUSMANN

Raoul Hausmann, ein Fanatiker der Kunst, den sämtliche Kunsttheorien nur interessierten, als sie ihm Objekt der Zerstörung waren. Jedes seiner Werke war ein Produkt dieser Negation. Als organisierendes Zentrum der Dada-Revolte in Berlin gilt er als Erfinder der Fotomontage, wie auch als Pionier der Laut-Poesie.

Nach Dada beteiligte sich Hausmann an den Merz-Konstruktionen Schwitters, war Mitglied der Novembergruppe und hielt engen Kontakt zu deutschen und ungarischen Konstruktivisten. An den durch Dada aufgebrochenen Problemen arbeitete Hausmann weiter. Das aus seinem dadaistischen Engagement entwickelte Konzept der Politisierung der Ästhetik setzte er mit verschiedensten bildnerischen und literarischen Mitteln um, was ihn zum ersten Multi-Media-Künstler machte. Mitte der zwanziger Jahre brach Hausmann mit der Malerei. Er begann zu fotografieren. In der Zeit der sich verschärfenden, politischen Auseinandersetzung schrieb Hausmann explizit politische Artikel und veröffentlichte in der von Franz Jung in zweiter Folge herausgegebenen Zeitschrift »Der Gegner«.

Aus der Emigration kehrte Hausmann nicht wieder nach Deutschland zurück. Er blieb in Limoges, wo er zurückgezogen vom internationalen Kunstmarkt kärglich von der Sozialhilfe lebte.

Zu seinem 100. Geburtstag zeigt im September eine Ausstellung in Nürnberg Arbeiten aus seinem fotografischen Werk.

Eis und Feuer

Der 31jährige Gitarrist Pat Metheny hat immer schon zu denjenigen Musikern der jungen Garde gehört, die sich mit Vorliebe und Neugier zwischen klar umrissenen Stil-Gärtchen bewegen. Folk-Jazz der sechziger Jahre, die Gitarren-Tradition eines Jim Hall und Wes Montgomery, ein bißchen Bebop und Rock'n'Roll, ein wenig Keith-Jarrett-Klangschaume und eine tüchtige Prise Eis aus der ECM-Küche - das alles hat Metheny in den vergangenen zehn Jahren zu einer höchst gepflegten »sophisticated music« zusammengemischt, die sich ebensogut eignet als Background- oder Film-Musik (etwa in Schlesingers »The Falcon And The Snowman« oder Spielbergs »Amazing Story«) wie auch zum seriösen Hören.

Allerdings: Daß er zusammen mit Ornette Coleman, einer Vaterfigur des 60er-Jahre-Free-Jazz und des 80er Jahre-Free-Funk, eine Platte einspielen würde, kommt dann doch überraschend, auch wenn Metheny auf seiner ECM-Platte »Rejoicing« mit drei älteren Coleman-Kompositionen dem großen Alten schon gehörig die Reverenz erwiesen hat. Überraschend ist diese Kombination deshalb, weil Metheny bisher noch nie die Grenzen der tonalen Musik, der Funktionsharmonik so richtig überschritten hat, wahrend sich Ornette Coleman umgekehrt noch nie innerhalb dieser Grenzen bewegt hat.

Und nun also die Platte »Songs X« (Geffen Records 924096-1), das Ergebnis des ersten Zusammentreffens dieser beiden so unterschiedlichen Musiker, zugleich die erste Platte der neuen Produktionsfirma »Metheny Group Production«.

Der erste Eindruck: Es dominiert die Handschrift Colemans. Aber bereits das zweite Stück, »Mob Job« (als »Job Mob« bereits auf der Coleman-LP »Of human feelings« zu hören), eine etwas ruhigere, fast lyrische Improvisation über ein Blues-Head-Arrangement, verweist darauf, daß der ergiebigere Boden, auf dem sich die so verschiedenen Geister am besten verständigen können, offensichtlich weiter zurück liegt: die Coleman-Musik der frühen Jahre, der späten 60er und Anfang der 70er Jahre.

In diesen Stocken, neben »Mob Job« die meisten Stücke der B-Seite, kommt nicht nur Metheny besser und adäquater zur Geltung; hier bewegen sich deutlich auch der Bassist Charlie Haden, ebenfalls ein Coleman-Gefährte der frühen Jahre, und der Schlagzeuger Jack de Johnette, immer schon vorzugsweise ein Time-Spieler, auf vertrauterem, produktiverem Boden. Hier beginnt denn auch zu wirken, was wohl die Faszination der Platte ausmacht das Aufeinanderprallen der kühlen, leicht ätherischen Metheny-Klänge und der heißen, bluesgeschwängerten Musik von Coleman.

Und der Höhepunkt der Platte, er kommt gar erst ganz zum Schluß: die Wiederaufnahme einer Coleman-Komposition aus dem Jahre 1970, »Long Time No See«; hier bleiben alle Musiker bei sich und sind doch ein gehöriges Stück zusammengekommen. Ein vielversprechender Schluß eines höchst überraschenden Anfangs.

»SHOAH« DREIGETEILT

Claude Lanzmanns neunstündiger Dokumentarfilm »Shoah«, der in Frankreich - zweigeteilt - in den Kinos lief, ehe er mit gut einjähriger Verzögerung in den 3. Sendern des westdeutschen Fernsehens - viergeteilt - gezeigt wurde, kann nun - dreigeteilt - auch im französischen Fernsehen, 1. Programm, betrachtet werden. Die erste Folge lief bereits am 21. August, zu einer Zeit also, da die Franzosen, soweit es nur irgendmöglich ist, nicht daheim sind, sondern in den Ferien. Die Einschaltquote war dann auch eher mäßig. Nicht viel anders als in der BRD. Für die Sendegebiete des WDR, NDR, Radio Bremens, des Hessischen Rundfunks und des Senders Freies Berlin ergab sich eine durchschnittliche Zuschauerquote von zwei Prozent, das entspricht einer halben Million Zuschauer. Die Ziehung der Lottozahlen liegt bei 20 Millionen Zuschauern.

Konkret 09/86, S. 42

Peter Krauß

Bücher

Auf dem Nachttisch liegen fünf Bücher deutschsprachiger Autoren: »50 Jahre Spanischer Bürgerkrieg«. Und während die Verlage pflicht- oder verkaufsbewußt zum runden Datum mit schmucken Bändchen aufwarten, gerate ich schon ins Stocken bei dem Begriff »Bürgerkrieg«. Weil mir nicht in den Schädel will, was daran ein Bürgerkrieg sein soll, wenn Arbeiter, Bauern und Kleinbürger gegen Generale, Großgrundbesitzer und Pfaffen kämpfen. Fünf Bücher auf dem Nachttisch, eine recht unerotische Wahl, obwohl es fortwährend um Blut und Fleisch geht. Fragmente des Krieges - und trotzdem keine schlaflosen Nächte für einen, dessen Vater mithalf, Guernica zu zerbomben, als er Monate später, in der Tschechoslowakei seine Magazine leerte. Auch ein Grund für Geschichtsunterricht.

Im Krieg wird getötet und gestorben. Im Krieg gibt es Feiglinge und Helden, Sieger und Besiegte, Waffenstillstand und Bombardements. Daß der Krieg auch tobt, wenn die Kanonen. schweigen, der Alltag dem Krieg immer wieder in die Quere kommt, gilt vielen Linken als Spielverderberei. Dieses Prinzip machen sich die Autoren der **»Geschichte aus der Geschichte des Spanischen Bürgerkriegs« (Luchterhand, DM 16,80)** beinahe verschwörerisch zu eigen. Es sind allesamt deutsche Schriftsteller, die in Spanien mitgekämpft haben und deren Alltagsberichte häufig eindringlicher sind als manche Kriegsreportage. Analysen allerdings werden eher vermieden, die Autoren Arendt, Balk, Kantorowicz, Koestler, Leonhard, Regler, Renn, Uhse, Weinert u.a. verlegen sich lieber aufs Erzählen. Eher fürchterlich: das oberlehrhafte Getue der Herausgeber Erich Hackl und Cristian Timon Solinis. Fast alle Beitrage sind Büchern des Ostberliner Aufbau-Verlages entnommen, aber die Herausgeber müssen das Vorwort nutzen, um mit dem Kommunismus und dessen »zwiespältiger Haltung zum Geschehen in Spanien« abzurechnen: »Namen wie Kantorowicz, Regler oder Koestler findet man selbst in besonnenen Arbeiten... nur en passant, in Anthologien sucht man sie vergeblich«.

Mundhalten, hinsetzen, sechs: In **»Carmen -eine Anthologie« (Aufbau, bb-574, DM 6,80),** druckfrisch aus der kommunistischen Propagandapresse, kommt neben bereits erwähnten Autoren wie Renn, Uhse, Weinert, Leonhard, Kisch und Bredel auch besagter Gustav Regler zu Wort. »Sie standen ihren Mann als Soldaten..«I da zieht mir auf dem Buckel erstmal eine leichte Gänsehaut auf, oweia, jetzt bitte nicht auch noch die Nummer von drüben, aber schon ist es gut, und die Autoren haben das Sagen - ein sehr prosarotes. Das hat mich anfangs ein wenig irritiert, aber dann hab ich begriffen, so muß es sein. Im Luchterhand-Buch erzählt E.E. Kisch beispielsweise viel von Kunst und Krieg, in »Carmen« hingegen von einem Tiroler Butterbauern, der Margarine auf die Stulle schmieren muß, weils für die Butter nicht langt, der seine Kühe verkauft und nach Spanien geht. Natürlich hatte Moskau auch hier wieder seine Finger im Spiel: Alle Texte erschienen 1936-39 in der Monatsschrift »Das Wort«, herausgegeben von Feuchtwanger in Frankreich, Brecht in Dänemark und Bredel in Moskau. Hier wurde die Zeitschrift auch gesetzt, gedruckt und versandt. Notiert, die Herren Hackl und Solinis?

Die Volksfront war in Deutschland eher eine Totgeburt. Anders in Spanien. Dennoch gingen die Ziele der beteiligten Parteien und Gruppierungen weit auseinander. »Am 19. Juli 1936 wurde die Spanische Republik nicht von ihrem legitimen Söhnen verteidigt, sondern von ihren Parias... Eine Hauptrolle spielten dabei anarcho-syndikalistische und sozialistische Gewerkschaften. ...Die katalanischen Anarchisten mußten ihre Kämpfer mit Gewalt aus den Gefängnissen derselben Republik befreien, für deren Verteidigung sie ihr Blut vergossen«. Nüchtern und streng, auch was die eigene Hoffnung auf einen »comunismo libertario« angeht - »eigentliche und einzige Idee der Revolution von 1936«-, faßt der Schweizer **Heiner Koechlin** in seinem Werk **»Die Tragödie der Freiheit« (Kramer, DM 24,-)** die militärischen und ideologischen Schlachten aus der Sicht eines Anarchisten zusammen. »Tragisch ist«, meint Koechlin, daß Revolutionen »immer zu Unzeiten stattfanden.«

Einer reist ins Kriegsgebiet. Und was geht ihm durch den Kopf? »Die Französischen und spanischen Eisenbahnschienen sind unterschiedlich breit«. Drum müssen die Reisenden an der Grenze umsteigen. Nicht so Hitlers »Condor«-Kampfbomber, auch sie kamen aus Deutschland, nahmen jedwede Grenze im Flug. Da mußte er zusehen, der **Hanns-Erich Kaminski**, einst Redakteur bei der »Weltbühne«, später kämpfte er mit Leib und Seele hinter seiner Reiseschreibmaschine (**»Barcelona«, edition tranvia**). »Jetzt bauten die Soldaten Barrikaden. Die Arbeiter warfen sich mit schweren Lastwagen dagegen, deren Fahrer wußten, daß sie damit in den Tod gingen; aber die Barrikaden wurden zerstört«. Das klingt wie aus einem Groschenroman, Heldenkitsch über den man lieber hinwegliest. Bis man begreift, daß dieses Pathos in die Zeit gehört. In jene Zeit und jenen Kampf zumindest.

Es hebt die Verkaufszahlen, wenn man auf dem Klappentext gleich das Parteibuch des Autors abdruckt. Vorausgesetzt, er ist in der richtigen Partei. »Obwohl in jungen Jahren selbst Mitglied der Kommunistischen Partei, wurde er später vor allem durch seine kritischen Arbeiten zum Kommunismus und Stalinismus bekannt« - der **Franz Borkenau**, ein vom Marxismus geheilter Österreicher. »Auch ich begann meine Untersuchungen in dem gängigen Irrglauben, die spanische

Revolution sei einfach eine Episode im Kampf zwischen Links und Rechts, zwischen Sozialismus und Faschismus« - alles ganz anders, sagt Borkenau. So war er wahrend seiner Untersuchungen namens »**Kampfplatz Spanien« (Klett-Cotta, DM 34,-),** immer auf der Suche nach gutgeteerten Autobahnen. »Ich versuchte auch ins Franco-Lager zu reisen, aber ohne Erfolg«. Hatte der ihn nur mal reingelassen - dem »Augenzeugen« und uns wäre womöglich so manche touristische Torheit erspart geblieben. Kostprobe: »Als ob es Sache von Beobachtern wäre, sich bombardieren zu lassen, nur um ihre 'Tapferkeit' zu beweisen.« Ihre Aufgabe ist es gewiß nicht, womöglich aber ihr Schicksal, nehmen sie ihre Arbeit denn ernst. Da liegen wir Leser schon geschützter, zuhause auf der Federkernmatratze. Neben dem Nachttisch.

Konkret 09/86, S. 47

Klara Obermüller

Adams Blick in Evas Zukunft
Mutter, Madonnen, Huren und Hetären

Es ist eine böse Geschichte, die da in der Hamburger Kunsthalle präsentiert wird: die Geschichte einer verpaßten Beziehung, einer zerstörten Harmonie - die Geschichte von Mann und Frau.

Seit Kunst überhaupt existiert, sind Frauen Gegenstand bildlicher Darstellung gewesen. Die Künstler aber waren bis weit in die Neuzeit hinein fast ausschließlich Männer. Ihre Bilder von Frauen sagen etwas aus über das Bild der Frau, das Männer sich gemacht haben; sie sagen etwas aus über das Verhältnis von Mann und Frau.

»Eva und die Zukunft. Das Bild der Frau seit der Französischen Revolution«, so der Titel der breitangelegten Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle, will genau das: zeigen, »wie sich das Bild der Frau seit der Französischen Revolution verändert hat. Seit der Französischen Revolution deshalb, weil damals eine Frau, die Französin Olympe de Gouges, mit der Erklärung der Rechte der Frau den Weg in eine neues Zeitalter der Emanzipation eröffnet hatte. »Wenn man uns aufs Schafott schickt«, verkündete sie 1789, »haben wir auch das Recht, die Tribüne zu besteigen.« Olympe de Gouges hat sich das Recht genommen und dafür auf dem Schafott bezahlt.

Und damit blieb noch einmal für lange Zeit alles beim alten.

Ätherische Göttinnen, pathetische Allegorien, süßliche Madonnen und züchtige Porträts ehrbarer Frauen machen die eine Seite der Hamburger Ausstellung aus. Sie sind die Schauseite der Medaille, gewissermaßen: das Idealbild ästhetischer Unverbindlichkeit - so wie's die Männer immer gern gehabt hätten. Die Rückseite dieser Medaille aber läßt sich auf Dauer nicht verheimlichen. Sie lockt und verführt, ängstigt und quält, dominiert und wird der männlichen Vormachtstellung gefährlich. Der Künstler weiß sie zu bannen, indem er sie malt: die Hexen und dunklen Göttinnen der Erde, die Huren und Hetären, die Sünderinnen und Kindsmörderinnen, die Salomes und Delilas, die Kalypsos und Judiths, die männermordenden, männerverschlingenden Dämoninnen aus der Tiefe der männlichen Seele.

Und wenn dann die Angst übermächtig wird, greift die Kunst zur Zerstörung. Da werden Vergewaltigungen phantasiert und Frauen dargestellt, die sich, Opfer der eigenen Lüste, in Krankheit und Wahn selber zerstören. Der Mann im Künstler hat seine Ruhe wieder.

Die Hamburger Frauen-Ausstellung ist ein höchst didaktisches Unternehmen. Siegrun Paas und Friedrich Gross, die sie sich ausgedacht und die Bilder zusammengestellt haben, wollen etwas demonstrieren. Da interessieren dann Dinge wie künstlerische Qualität und die Zugehörigkeit zu bestimmten Stilen wenig, verglichen mit dem Gewicht, das Bildinhalten und Themen zugewiesen wird. Auch künstlerisch weniger bedeutende Werke vermögen, unter solchem Blickwinkel, Gültiges auszusagen über »das Bild des Mannes von der Frau«. Entscheidend ist allein der Gegenstand und allenfalls noch die Zeit der Entstehung, die Indiz für die Entwicklung, die vorgeführt werden soll.

Weil didaktisch, gliedert sich die Schau von »Eva und der Zukunft« nicht chronologisch, nicht stilistisch, sondern einzig und allein thematisch. Solche Themengruppen heißen, unter anderem: Paare, Mutter und Madonna, Verkünderin der Schönheit, Freundinnen, Sexualität und Gewalt, Fron oder Aufbruch. Innerhalb der einzelnen Kapitel läßt Entwicklung sich ablesen, läßt sich verfolgen, auf höchst faszinierende Weise, wie klassische Motive der Kunstgeschichte sich wandeln, wie alte Topoi sich mit neuen Inhalten füllen, wie Ikonographie durchlässig wird auf gesellschaftliche Realität hin.

Einleuchtende Beispiele: die Mütter mit Kind, die Paare. Da steht am Anfang die Madonna mit dem Jesuskind, frommes Motiv aus dem Mittelalter, das im Zuge der Säkularisierung immer mehr heruntergeholt wird in die Niederungen des Alltags und dort seine natürliche Entsprechung findet in der Frau von gegenüber, die Bäuerin, die ihr Kind stillt, oder, im Kontext sozialer Anklage, in der Proletariermutter eines Otto Dix, die mit ihrem ausgehungerten Kind, den hohlen Augen zum Sinnbild für die Zukunftslosigkeit der arbeitenden Klasse wird.

Oder die Paare: Adam und Eva, die Stammeltern der Menschheit, die so lange aus dem Paradies vertrieben werden, bis sie sich - bei Edvard Munch, bei Max Beckmann - in einem der zerwühlten Lotterbetten wiederfinden, in denen bürgerliche Doppelmoral sich von jeher ein Ventil zu schaffen gewußt hat. Der Geschlechterkampf, wie ihn das 19. Jahrhundert in Literatur und bildender Kunst so unablässig und selbstquälerisch dargestellt hat, läßt sich hier zurückverfolgen bis zu jener berühmten Schlange, die das erste Paar aus seiner Paradiesesruhe aufgestört hat.

Ähnliches läßt sich sagen von den Gruppen der »Drei Frauen«, die das Motiv des Paris-Urteils so lange abwandeln, bis männlicher Voyeurismus unverhüllt zutage tritt. Jener gleiche Voyeurismus, jene gleichen Männerphantasien, die sich auch in der Darstellung der Freundinnen, der lesbischen Paare, austoben und des Irritierenden dieser Männer ausschließenden Beziehungen nur Herr zu werden vermögen, indem sie sie immer und immer wieder zum Gegenstand der Darstellung machen: züchtig und unter mythologischem Vorwand zunächst und dann immer direkter und unverhüllter, bis nichts mehr bleibt als die Lust am Schauen, am verbotenen Blick durch ein imaginäres Schlüsselloch.

Dabei wird die Faszination fast physisch spürbar, die Frauen von jeher auf den männlichen Betrachter ausgeübt haben: eine Faszination, die bald in Angst, bald in Verachtung umschlägt. Der schmerzliche Eindruck entsteht beim Gang vorbei an den Hunderten von Exponaten, daß die Männer sich den Frauen ausgeliefert fühlten (ausgeliefert fühlen) und daß sie sich dafür aufs unbarmherzigste an ihnen rächen. Durch Anwendung von Gewalt, aber auch durch Geringschätzung, durch Abwehrzauber und die Verbannung in die fernen Gefilde reiner Ästhetik. Frauen in ausweglosen Situationen, Schwangere und Kindsmörderinnen, Vergewaltigte und Ausgestoßene, von Krankheit oder Hunger ausgezehrte Frauen nehmen in Hamburg einen ebenso breiten Raum ein wie die hehren Verkünderinnen der Schönheit und die pathetisch überhöhten Allegorien von Freiheit, Weisheit und Wahrheit. Mit Realität hat beides nur bedingt zu tun, dafür um so mehr mit Projektion eigener Ängste und Lüste.

Nicht zufällig steht am Anfang der Ausstellung das große Fragezeichen: »Wer kann die Frau definieren?«, uralte und immer neu wieder gestellte Frage, die in Diderots »Encyclopedie« zum erstenmal einer wissenschaftlichen Erörterung für wert befunden worden war. Zu einem endgültigen Schluß sind die Enzyklopädisten der Aufklärung allerdings ebensowenig gekommen wie die Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts. Im Bild antworten diese mit Annäherungen und Fragmenten, mit Verschlüsselungen und magischen Ritualen. Das Rätsel Frau lösen sie alle nicht. Manche ahnen es und belassen es in seinem Geheimnis wie Oskar Schlemmer mit seiner »Frauenfigur von rückwärts« oder Arnulf Rainer, der die Frau, kaum glaubt er sie erkannt zu haben, also gleich mit nervösen Strichen wieder auslöscht. Naiv vermögen sich dem Thema Frau nur ganz wenige zu nähern: Maillol etwa, der mit seiner üppig-ausladenden Frauenfigur »Der Fluß« den vergleichsweise unkomplizierten Auftakt der Ausstellung bildet, oder Auguste Renoir, dessen blühende, vitale Frauengestalten zu nichts anderem dazusein scheinen, als dem Manne Genuß zu bereiten.

Doch hat man einmal dem Maillol den Rücken gekehrt, erscheint alles schwierig, kompliziert, ungelöst und verworren. Die seltsam geschlechtslosen Aphroditen bieten da in ihrer marmornen Glätte ebensowenig einen Ausweg aus dem Irrsal wie die idealisierten Porträts aus der Ferne angebeteter Geliebter. Sie rufen nur darum weder Angst noch Lust hervor, weil sie der Wirklichkeit ein für allemal entrückt sind. Und damit auf eine Weise verfügbar, wie es sonst nur mit Gewalt zu haben ist.

Gewiß, das hört sich alles ziemlich tendenziös an. Und tendenziös, parteilich ist diese Ausstellung über die Frau, die da über Räume und Zeiten hinweg auf den einen Namen, Eva, reduziert worden ist. Die Ausstellungsmacher haben bewußt ausgewählt, was für ihre Zwecke brauchbar war. Vollständigkeit war nie angestrebt, und nur die zahlreichen Abbildungen im Katalog vermögen weitere Kreise zu ziehen, wo sonst der Ausstellung aus technischen Gründen Grenzen gesetzt waren.

Eher unbefriedigend wirkt jene Abteilung der Ausstellung, wo die Frauen selbst zu Wort kommen, wo es nicht mehr um das Bild der Frau in den Augen des Mannes, sondern um weibliche Selbstdarstellung geht: »Künstlerinnen« nennt sich dieser Teil. Er ist, aus was für Gründen immer, der unvollständigste, lückenhafteste der ganzen Schau und, zusammen mit der Werkgruppe »Fron oder Aufbruch«, ins düstere Erdgeschoß der Kunsthalle verbannt. Dabei betritt der Besucher hier endlich wieder den Boden der Realität, sieht er Frauen, wie sie sind, und nicht, wie sie imaginiert, projiziert und stilisiert werden. Sowohl in den verschiedenen Selbstbildnissen von Frauen vom Ende des 18. bis ins 20. Jahrhundert hinein, einer Angelika Kaufmann etwa, einer Marie Laurenein, Paula Modersohn-Becker oder Käthe Kollwitz, als auch in den Porträts arbeitender Frauen, wie Degas oder Liebermann sie gemalt haben, tritt uns auf einmal ein Selbstbewußtsein und eine wache Klarheit entgegen, die fast vergessen machen, wieviel Mißverständnisse, Ängste und Vorurteile bis dahin das Bild des Mannes von der Frau verstellt hatten. Jetzt scheinen nicht nur die Frauen selbst, sondern auch die sie malenden Männer etwas von der Kraft zu spüren, die eine tätige und durch eigene Arbeit selbstbewußte Frau in sich trägt. Jetzt ist auch die Revolutionärin, die Freiheitskämpferin bald einmal keine blasse Allegorie mehr, sondern eine Frau aus Fleisch und Blut, die die Männer anfeuert und ihnen manchmal sogar im Kampf vorangeht. Daß Frauen auch hier sehr bald wieder zu den Opfern gehören zeigt der Deutsche Harald Duwe in seiner erschütternden Darstellung geknebelter, geschundener und gekreuzigter Frauen, der er den Titel »Graue Wand« gegeben hat.

Härter hat keine der ausstellenden Künstlerinnen - mit Ausnahme vielleicht von Frida Kahlo - das Schicksal der Frau in dieser Zeit dargestellt. Überhaupt wirkt die Abteilung der Künstlerinnen seltsam disparat, als sollte der Beweis erbracht werden, daß Kunst von Frauen doch nicht aus dem gleich hohen Niveau anzusiedeln sei wie diejenige ihrer männlichen Kollegen. Außer den wirklich überzeugenden Selbstdarstellungen von Frauen ist da einiges an Kunstgewerblichem anzutreffen, getreu dem Klischee, wonach Frauen einen angeborenen Hang zum Selbstgebastelten haben. Ausnahmen: eine Ina Barfuß, eine Maria Lassnig oder eine Elvira Bach; aber deren Werke sind seltsamerweise nicht nur unter der Gruppe der Künstlerinnen, sondern auch innerhalb anderer thematischer Abteilungen zu finden. Vielleicht - und das ist mein einziger gewichtiger Einwand gegen »Eva und die Zukunft« - wäre es im Sinne einer ernst zu nehmenden Emanzipation der Geschlechter ergiebiger gewesen, die Kunst von Frauen nicht auszugrenzen aus der Kunst über Frauen. Denn wenn stimmt, was Sigrun Paas im Katalog schreibt, daß nämlich die Inferioritätstheorie betreffs des weiblichen Geschlechts von den Frauen selbst als »atavistischer Aberglaube« abgetan wurde, dann hätte ruhig alle Kunst von Frauen in die Ausstellung

integriert werden können und nicht nur ausgewählte Werke, die sich von ihrer Thematik her besonders gut dafür eigneten.

»Eva und die Zukunft. Das Bild der Frau seit der Französischen Revolution.« Kunsthalle Hamburg bis 14. September

Konkret 09/86, S. 50

Claudia Roth, Jürgen Reents

»Ouhh hou hou hou. Tschernobiiiil«

Runde 800.000 Mark brachten die wiederaufbereiteten Deutschrocker dem Oberpfälzer Widerstand ein. Und wenn's nur das gewesen wäre? Claudia Roth und Jürgen Reents waren beim WAAhnsinns-Festival in Burglengenfeld

Im Vorabend des Anti-WAA-Festivals Anruf aus Burglengenfeld in der Bundestagsfraktion der Grünen: *Ihr müßt dringend was machen. Friedliche* (warum muß das immer betont werden?) *Konzertbesucher und die Künstler werden total kontrolliert.*

Das ist neu - für ein Rockkonzert. Aber es ist kein übliches Rockkonzert. Es ist auch nicht Hilfe für die Hungernden in der Welt, was man einfach sympathisch finden kann, ob unten oder oben links, rechts oder schräg. Es ist ein Rockkonzert mittendrin im Widerstand. Tschernobyl, Hunderte Verletzte AKW-Gegner in Wackersdorf und Brokdorf, ein toter Demonstrant, Asthma-Kranker, zu Ostern beim CS-Gaseinsatz in Bayern, eingekesselte Demonstranten in Hamburg, Einreiseverbote und großdeutsche Schurigelei gegen nicht-CSU-treue Österreicher - dagegen steht dieses Konzert.

Wolf Biermann hat in seinem Che-Guevara-Lied mal vom Kampf gesungen, der »mit Knarre und Gitarre« geführt wird. *Verdammt lang her*, und natürlich nicht *Irgendwo in Deutschland.*

Der Wille, friedlich im Widerstand zu sein, und die Angst, von staatlichen Gewalttätern als ebensolche bezichtigt zu werden, ist verbreitet. Die Abwehr erfolgt durch die ständige Beteuerung, daß so nur wenige von uns sind, und die gehören eigentlich gar nicht richtig zu uns. Wir haben's eben leichter als die Schwarzen in Südafrika, und Nicaragua gegen die Contras und die USA. Wolfgang Niedecken sorgt dafür, daß das ZDF bei den Proben für die All-Star-Band nicht ausgerechnet *Street fighting man* aufnimmt. immerhin wird's zum Ausklang des ersten Festival-Tages gespielt. Die politische Psychologie in der Bundesrepublik macht uns alle zu Komplizen von Kompliziertheiten. Man kann Niedecken und anderen Rocksängern nicht vorwerfen, daß sie sich nicht weniger durchschnittlich verhalten als der Rest. Herbert Grönemeyer findet es am Freitag beim Interview mit der »taz« gut, wenn zum Bauzaun gegangen wird, und am Sonnabend/Sonntag auf dem Festival findet er es schlecht. So bunt ist die Welt.

Samstagvormittag wird in den Nachrichten gemeldet, daß Vineente Minelli gestorben ist. Erinnerung an Judy Garland, *Somewhere over the rainbow*.

Samstag gibt es noch eine andere Nachricht: das bayrische Innenministerium hat die erstmalige Erlaubnis für einen eventuellen Einsatz der neuen Hartgummigeschosse erteilt. Begrüßung gegen ein Festival, das die bayrische Regierung verhindern wollte, aber nicht konnte. Erinnerung an Zürich, wo der Einsatz solcher Geschosse vor Jahren zu schweren Verletzungen, Rißwunden, Knochenbrüchen und Erblindungen geführt hat. Erinnerung an Hongkong und Nordirland, wo solche Geschosse bei Demonstrationen zu Todesopfern führten.

100.000 auf dem Lanzenanger! Alternativer Supermarkt? Volldröhnung? Hat das was mit dem Widerstand gegen die WAA zu tun? Ja, was denn sonst! Die Polizei hat durch ihre Kontrollen schließlich mit dafür gesorgt, daß niemand vergißt, wo er ist, wofür und wogegen hier gerockt wird.

Rockmusiker können einen großen Beitrag leisten, um eine Solidarität auf der emotionalen Ebene herzustellen, sagt Martin Paul, Keyboarder. *Sie können Prozesse verstärken, die bereits in Gang gesetzt worden sind*. Sie tun's an diesem Wochenende. Gut, daß das in der deutschen Rockmusik möglich ist.

Backstage: Die wichtigsten Alternativveranstalter sind da - in ganz unüblichen Funktionen. Die Leute von der Batschkapp verrichten Ordnerdienste, Hage Hein ist Stagemanager, Matthias Grauptier von *Schall und Rauch* drückt sein Ohr ans Funkgerät. Und Richard Herten ist einfach überall. Für alle ist das anders hier, Zusammenarbeit statt Konkurrenz. Ein Hotelier aus Burglengenfeld reißt Eintrittskarten ab. Die Leute vom Roten Kreuz, das in Bayern selbstverständlich BRK und nicht DRK heißt, spielen Karten und Monopoly, haben kaum was zu tun.

Wolf Maahn singt seinen Tschernobyl-Song: O*h, oh oh, oh, Tschernobyl - das letzte Signal vor dem Overkill - hey, hey, stoppt die AKWs*. Über Ästhetik im politischen Lied soll man sehr unterschiedlicher Meinung sein. Goldi Balzert vom Essex-Musikverlag sagt, daß das Lied sehr umstritten sei. Auf dem Festival wird der Refrain begeistert mitgesungen und mitgeklatscht. Er ist schließlich leicht zu merken und rhythmisch auch ohne musikalisches Talent mitzuhalten. Die Parolen auf den Demos sind selten kunstvoller.

Evi Seibert, Moderatorin auf dem Anti-WAA-Festival, Moderatorin des ARD-Rockpalastes bis zu dessen Absetzung im März dieses Jahres und Moderatorin von Magazinsendungen und Rockveranstaltungen des Südwestfunks, hat schon viele

Großkonzerte miterlebt. Aber keins wie dieses.

Das Publikum: *Wenn auf normalen Rockkonzerten Pausen sind, und dann kommt ein Redner, dann werden die Leute unruhig, weil sie auf ihre Stars warten. Als hier in der Pause vor Wolfgang Ambros erst das vom Bayrischen Fernsehen nicht ausgestrahlte Kabarett der Scheibenwischer-Leute aber den verstrahlten Großvater kam und dann noch der Anwalt, der aber die Demonstrantenprozesse erzählte, und dann auch noch seine Kollegin ans Mikrofon holte, da war alles mucksmäuschenstill. Da sind ja insgesamt sechs oder acht Redner im Programm gewesen: Wallraff, Freda Meißner-Blau aus Österreich, der Pfarrer Schlagenhaufer, Hans-Joachim Patzelt vom Nürnberger Friedensforum. Das wäre auf keinem anderen Konzert gelaufen.*

Die Stars: *Als Grönemeyer und BAP zugesagt haben, da haben die Leute hier vom Jugendverein gesagt.- ok, planen wir die also ein. Natürlich lassen sich Grönemeyer und BAP nicht einfach von irgendwelchen Jugendlichen in Burglengenfeld einplanen. Aber sie mußten. Die mußten selbst mit zupacken und konnten nicht einfach auf eine fertige Bühne gehen.*

Die Jugendlichen von Burglengenfeld: *Die haben ja alle einen ganz anderen Job und haben hier Sachen übernommen, die sie noch nie gemacht haben. Ungefähr hundert haben auf dem Gelände mitgeholfen, haben am Bretterzaun gebaut. 30 oder 40 haben vom Jugendzentrum aus riesige Organisations- und Pressearbeit gemacht, haben rund um die Uhr gearbeitet. Es hat keinen Oberorganisator gegeben, und alles hat geklappt.*

Sie selbst und alle: *Als dann alles lief, und du bis zum Horizont nur Menschen sehen konntest, da haben wir auf der Bühne die Gänsehaut abgestreift. Da haben alle immer wieder gesagt: Guck mal raus, siehst du das, siehst du das? Die Künstler haben gemerkt, daß das nicht nur ihre Musik war, die hier abging. Das war das Festival aller Leute hier*.

Am Sonntag ist um 15 Uhr Pressekonferenz der Polizei in der Autobahnmeisterei Schwandorf. Ministerialdirigent Schweinoch aus dem bayrischen Innenministerium und Wilhelm Fenzl, amtierender Polizeipräsident von Niederbayern und Oberpfalz und Reizgas Befehlsgeber Pfingsten am Bauzaun, ziehen Bilanz. 6.000 Polizisten haben »über 3.000 gefährliche Gegenstände« bei der Kontrolle von 20.000 Fahrzeugen und 70.000 Personen erobert.

In einer dramaturgischen Spitzenleistung landet bei Verkündung dieser Zahlen ein Polizeihubschrauber vor dem Gebäude der Pressekonferenz und entlädt zwei Plastiksäcke mit einer Auswahl des polizeilichen Flohmarktes: Skibrillen, einen Schulterschutz für Baseball, Hockeystöcker, gedrechselte Stuhlbeine, Handfunksprechgeräte, eine Briefwaage (laut Fenzl zum Abwiegen von Haschisch), Nietengürtel, Stachelarmbänder und anderer Modeschmuck. Nicht vorgeführt werden die 70 Benzinkanister, die die Polizei bei der Durchsuchung von 20.000 Autos beschlagnahmt hat, und bei denen laut Fenzl »davon auszugehen war, daß sie anderen Zwecken als dem des Reservekanisters dienen«. Beschlagnahmt hat die Polizei aber auch eine Schreckschußpistole. Michael Herl, Pressesprecher des Festivals, sagt: » Wenn die Polizei eine xbeliebige Stadt mit 70.000 Einwohnern durchkämmt hätte, wäre die Ausbeute größer gewesen.« Mit der Tatsache, daß in den 20.000 Fahrzeugen nur 70 gefüllte Reservekanister aufzufinden waren, muß sich wohl der ADAC noch beschäftigen.

Waren denn 70.000 Leute verdächtig? Fenzl weist das zurück. Die Polizei würde nur kontrollieren, wenn »mindestens eine verdächtige Person« im Auto sitzt. Also nur 20.000 Verdächtige. Wir fahren von der Pressekonferenz zum Festival zurück und werden nach wenigen hundert Metern von einer Polizeikontrolle gestoppt. Soeben durch die oberste Heeresführung über die Direktiven polizeilicher Kontrollen belehrt, fragen wir neugierig, wer von den drei Insassen denn nun verdächtig sei. Antwort: »Alle. Sie haben kein Nummernschild aus der Region. «

Da behaupte' noch jemand, wir hätten keine kritische Presse. Stern, Zeit und taz fanden alles irgendwie zu friedlich.

Da gleicht das Festival plötzlich mehr einer zu groß geratenen Party als einer Protestkundgebung.... Keiner fällt aus der Rolle, nicht einmal die »Toten Hosen«, Punk-Lärmer aus Berlin. (Ulrich Stock in der Zeit).

Putz am Bauzaun? Nein danke! Ihnen genügt es vollauf am »Solishop 3. Welt« des Camps den guten Nica-Kaffee zu kaufen, an zahlreichen Ständen etwa im »Original Navajo-Schmuck« zu kramen oder sich nach einem garantiert biodynamischen Snack kurz mal für fünf Mark »schmerzfrei, hygienisch, gewaltlos« ein Ohrloch stanzen zu lassen, in dem das angebotene »Friedenssilber« baumeln kann.... Ach, sind sie lieb. (Stern).

Grönemeyer, BAP Lindenberg und Co. verzichteten nicht nur auf Gage, Plattenverkauf und GEMA-Gebühren sondern übten sich auch in der Abstinenz von politischen Reden. ... Die Schlagersänger besannen sich auf ihren Anspruch, lediglich zu unterhalten. ... Der Strahlemann der deutschen Rockindustrie, Herbert Grönemeyer, verzichtete gar auf Klärung seines Verhältnisses zur Politik und rollte sein rockiges Liedgut über die Köpfe der Massen aus. Kein Wort über Wackersdorf, kein nennenswerter Spruch gegen Atomanlagen, keine Solidaritätsbekundung für inhaftierte Kollegen des Widerstands, in dessen Licht er sich gerne sähe, ... (Ingo Haar und Oliver Wegener in der taz).

Revolution ist kein Deckchensticken, sagt Mao - und Widerstand gegen Atomanlagen kein Müsliessen. Aber Stern, Zeit und taz auf gemeinsamer Vermißtensuche nach der Militanz? Für das Anti-WAAFestival hat der Stern zehn Berichterstatter aufgeboten und neun Fotografen dienstverpflichtet. Der Stern wollte einen farbigen Putzbericht - und dann blieb seinen Frentreportern nichts übrig, als sich ihren Frust runterzuschreiben. Der Zeit, die die »Toten Hosen« von Düsseldorf nach Berlin ausbürgerte, ging's ähnlich.

Und die taz kann sich über ein Rekordfestival offenbar eher begeistern, wenn es wie bei Bob Dylan und Greatful Dead in Washington gar nicht erst in die Verlegenheit kommt, mehr als ein sonniges Vergnügen zu sein (»*Everybody must get stoned*«, am 23. Juli eine Seite Hochstimmung in der taz - es sei so gegönnt). Wer ist eigentlich auf den irrsinnigen Gedanken gekommen, daß BAP, Grönemeyer u.a. zum Redenhalten auf das WAAhnsinns-Festival kommen sollten? Warum hören Ingo Haar und Oliver Wegener nicht einfach mal in die Texte von Grönemeyer (Tanzen, Maß aller Dinge), BAP (Kristallnach), Rio Reiser (Der Traum ist aus) u.a. rein?

Überhaupt: Der Traum ist aus. Unmittelbar vor Herwig Mittereggers Auftritt wird in den vorderen Reihen nach Rio Reiser gerufen. Nicht einfach für Herwig, aber mit seinen Lieder packt der die Leute. Dann macht er etwas, wofür es bei der Fußball-WM den Fairneß-Pokal geben müßte, Nach seinem dritten Song verzichtet er auf Beifall für sich und beendet ihn abrupt mit den Worten: »Draußen steht noch einer aus Berlin. Rio Reiser.« Rio singt und spielt vom Kampf ums Paradies. Wir haben nichts zu verlieren außer unserer Angst. Dann macht er die Bühne wieder frei für Grönemeyer. Aber die Leute wolle Rio weiter hören, fangen an, die alten **Scherben-Lieder** zu singen. Keine Macht für niemand. Zehn Minuten, eine Viertelstunde Pfeifen, weil Rio nicht mehr singt, als daß dieses Land mit seinen Gefängnissen und Waffen *nicht* unser Traum ist. Umsonst, der Umbau für Grönemeyer läuft weiter.

Nach eineinhalb Stunden Grönemeyer kommt der gemeinsame Schlußauftritt. Wieder wird nach Rio gerufen. Grönemeyer als Zwischenspiel für Rio Reiser? Scherben, weil dort die Rockmusik dem Widerstand am nächsten ist. Mit Herbert Gronemeyer am Keyboard, Herwig Mitteregger am Schlagzeug, Anne Haigis Percussions ; singt, schreit Rio Reiser *Alles Lüge* in die Oberpfalz. Schluß. Zugabe. Rio setzt sich ans Keyboard: *Somewhere over the rainbow*.

Gut 800.000 DM sollen nach erster Schätzung vom Festival übrig geblieben sein. Von dem Geld gehen 30 Prozent in die Prozeßhilfe der über 3.000 bislang festgenommenen WAA-Gegner, 20 Prozent an die Bürgerinitiativen gegen die WAA, 20 Prozent in die kulturelle Jugendarbeit in der Region, 20 Prozent in das Projekt eines Ökohauses Oberpfalz und zehn Prozent bleiben als Rücklage für ein Festival im nächsten Jahr. Nach gleichem Schlüssel sollen die Einnahmen aus einer LP und einem Kinofilm verteilt werden. Die EMI hat zugesagt, die Platte zum Selbstkostenpreis zu produzieren; die Künstler bekommen auch aus Platte und Film keine Gage. Ein Gremium aus Wirtschaftsprüfern, Rechtsanwälten, Vertretern der Künstler und des Burglengenfelder *Vereins zur Förderung und Beratung kultureller Jugendarbeit e. V*. soll alles überwachen.

Und wenn's nur das gewesen wäre: Hat jemand einen besseren Vorschlag, Solidaritätsspenden in dieser Höhe für die prozeßbedrohten WAA-Gegner und für die weitere Organisierung des Widerstands zusammenzubekommen?

Konkret 09/86, S. 56

Christian Rentsch

»Scheiße, was haben die bloß mit meiner Musik gemacht«?

Der nigerianische Musiker Fela Anikulapo Kuti

Nord-Süd-Frage:

»Was gibt's neues auf der Afro-Music-Szene?«

Nord-Antwort: »Zum. Beispiel: Fela Anikulapo Kuti ist nach 20monatiger Haft in Lagos aus dem Gefängnis entlassen worden. Seine neue Platte 'Army Arrangement' erscheint voraussichtlich in zwei verschiedenen Versionen, einmal auf dern Label 'celluloid' in der Bearbeitung des amerikanischen Pop-Produzenten Bill Laswell, zum andern auf einem unbekannten Label in der Originalversion von Kuti.«

Musiker-Laufbahn,

Teil 1: Fela Anikulapo Kuti, geboren 1938 im westnigerianischen Abeokuta, Sohn eines schwarzen protestantischen Pfarrers und während Jahrzehnten auch Vorsitzenden der nationalen Lehrergewerkschaft, seine Mutter Aktivistin der lokalen gewerkschaftlichen Vereinigung der Martkfrauen, später eine prominente Exponentin der nigerianischen Frauenbewegung. Zur weitläufigen Verwandtschaft zählt auch der Dramatiker und Schriftsteller Wole Soyinka. Fela Ransome Kuti, so sein Geburtsname, arbeitet als Büroangestellter, bevor er 1958 nach London geht, um am »Trinity College« Musik, Trompete, Klavier und Gesang zu studieren. Mit den »Highlife Rakers« und anderen unbekannten Tanzorchestern tritt Kuti in verschiedenen Londoner Clubs auf. Nach seiner Rückkehr nach Nigeria 1963 arbeitet Kuti beim Rundfunkorchester, bevor er sich mit seiner eigenen Gruppa »Koola Lobitos« einen kleinen Namen als Unterhaltungsmusiker und Unterhalter macht.

Eine fünfmonatige Tournee durch die Vereinigten Staaten 1969 wird zum musikalischen und finanziellen Fiasko, aber: In den USA entdeckt Kuti schwarze Amerikaner, die von Afrika reden: die »Black Panthers«, Archie Shepp«Art Blakey. »Damals war es, daß ich wirklich zu begreifen begann, daß ich nicht afrikanische Musik gespielt hatte. Ich hatte den Jazz benutzt, um afrikanische Musik zu spielen, anstatt afrikanische Musik zu benutzten, um Jazz zu spielen.« Hier, so erzählt er später, befaßt er sich auch ein wenig mit Texten von Malcolm X, Kwameh Nkrumah und Patrice Lumumba.

Zurück in Nigeria, benennt er seine Gruppe um in »Africa'70 Organization«. Die Musik: eine damals recht eigenwillig wirkende bunte Mixtur aus afrikanischer Perkussions-Rythmik, politischen Lied-Texten, Elementen der Soul-Musie, des Rhytm + Blues und Modernjazz-Improvisation. In einem seiner ersten Stücke heißt es: A be no Gentleman at all, I be Africa Man original.« In Lagos richtet er ein Musiklokal mit dem bezeichnenden Namen »Shrine« ein, das in den kommenden Jahren in der Tat zu einer Art Tempel des »Afro-Beat«, zu einem Zentrum auch einer etwas amorphen panafrikanischen Bewegung, Kutis »Movement of the People« (MOP) wird. Von hier aus führt der durchaus selbstgefällige »König des Afro-Beat« seinen lautstarken, oft großmäuligen Kampf gegen Korruption und Repression der Militärregierungen und der Polizei der »Zombies«, gegen die politischen und wirtschaftlichen »Vagabonds in Power« (so der Titel einer LP).

Nigeria der siebziger Jahre: Das Ende des biafranischen Sezessionskrieges, eine Zeit des trügerischen Wohlstands, der fast ausschließlich auf dem Export von jährlich rund 100 Millionen Tonnen Erdöl basiert. Rund 70 Prozent des staatlichen Haushalts werden durch den Erdöl-Export gedeckt, während Landwirtschaft und einheimische Industrie weitgehend vernachlässigt werden. Macht und Wohlstand konzentrieren sich auf eine kleine städtische Elite, während Armut und Arbeitslosigkeit unter den ungelernten städtischen Arbeitern und der Landbevölkerung zunehmen, Lebensmittel und lebensnotwendige Güter knapp bleiben. Das Militär-Regime von General Gowon, 1966 durch einen Putsch an die Macht gekommen, zeichnet sich vor allem aus durch Vetternwirtschaft, Korruption, Unfähigkeit der Wirtschaftsführung und Repression.

Süd-Süd-Frage: »Können wir unsere eigene Identität finden, solange unser wirtschaftliches Leben von Kräften außerhalb Afrikas reguliert wird?« (Ngugi wa Thiong'o)

Süd-Antwort: »Unsere Jugendlichen finden Gefallen an den neuesten Pophits im Rundfunk und kaufen sich die Schallplatten in Musikgeschäften: sie lernen Gitarre, Saxophon oder Schlagzeug spielen. Ihre Musikidole sind die international bekanntgewordenen Stars und Filmstars. Die meisten gehören der westlichen Welt an ... 'Nachäffen' hat nichts mit Kreativität zu tun. Die Lieder, die von den Jugendlichen in Amerika oder Europa gesungen werden, handeln von Zuständen in ihren eigenen Ländern, sind Proteste gegen die sozialen Mängel ihres eigenen Systems. Ihre Proteste sind in

einem afrikanischen Land irrelevant ... Wie können unsere Jugendlichen stolz darauf sein, wie fremde Sänger zu singen - wenn sie Dinge besingen, die für uns größtenteils belanglos sind?« (Okot P'Bitek)

Musiker-Laufbahn,

Teil 2: Fela Ransome Kuti, der 1975 seinen »Sklavennamen« abwirft und sich Fela Anikulapo Kuti nennt, richtet in Lagos an der Autobahn Agede Motorway eine Stadtkommune nach dem Muster eines traditionellen Krals ein, wo er mit seiner Familie, seinen »Boys« und »Queens«, später mit seinen zwanzig oder dreißig Frauen, mit seinen Musikern und einem Magier lebt. Die sogenannte »Kalakuta Republic«, wie Kuti seinen alternativen libertären Hofstaat nennt, ist der Versuch, inmitten des Sumpfs von Korruption und Gewalttätigkeit eine exterritoriale Enklave eines »anderen afrikanischen Lebens« zu verwirklichen. Von den Medien umlagert, vom Rundfunk boykottiert, lebt der »Chief Priest«, wie er sich gern nennen läßt, das Leben eines staatlich anerkannten Rebellen. Auf eine Razzia der Polizei 1974 reagiert er mit der LP »Kalakuta Show«, auf der er sich über den Überfall lustig macht.

1977 überzieht er die Toleranzgrenze des Militärregimes von Generalleutnant Olusegun Obasango, als er anläßlich des staatlich organisierten, pompösen »Second World Black Festivals of Arts and Culture« (Festac) im »Shrine« ein Anti-Festac organisiert, zu dem er die zum Festac eingeladenen Musiker und Künstler einlädt. »Und da sie wissen wollten, was in Nigeria wirklich passiert, sagte ich es ihnen. Ich benutze die Bühne des 'Shrine' um die ganze Scheiße und die Korruption des Regimes zu entlarven. Das haben sie mir nie verziehen. Aber Obasango hielt sich zurück, bis c vorüber war und alle die Stadt verlassen hatten. «

Die Rache läßt nicht lange auf sich warten: Am 20. Februar 1977 stürmen Militär und Polizei die »Kalakuta Republic«, schlagen die »Boys« halbtot, verprügeln und vergewaltigen Kutis »Queens«, verletzen Fela Kuti, seinen Bruder Beko und seine Mutter - sie erliegt später den Verletzungen -,verwüsten das Anwesen und zünden das Haus an. Der Einschüchterungsversuch mißlingt. Kuti dokumentiert das Massaker auf der LP »Sarrow, Blood and Tears«, und als er nach einjährigem Exil in Ghana mit einem Konzert in Lagos seine Rückkehr anmeldet, bereiten ihm 120.000 Landsleute einen begeisterten Empfang. 1979 und 1983 bewirbt sich Kuti, auch ein Aktivist der oppositionellen Organisation der »Young African Pioneers« (YAP) und Führer seiner panafrikanischen orientierten Partei »Movement of the People« - beide Male allerdings höchst erfolglos - um die Präsidentschaft des Landes. »Er ist ein guter Pamphletist, aber kein politischer Denker«, meint später einer seiner Freunde, »er kann die Leute agitieren und mitreissen, aber nicht eine Nation führen.« Kutis eigene Philosophie: »Die Musik ist der schnellste 'Generator', das beste Kommunikationssystem. Früher haben die Leute auch immer auf den Trommler gehört. Wer Musik machen kann, dem wird auch zugehört, was er zu sagen hat. Und die Musik von 'Africa 70' dient nicht der Unterhaltung, sondern der Revolution. «

Süd-Nord-Frage: »Ist der Westen reif für die afrikanische Musik?«

Süd-Antwort im »Daily News«, Tanzania: »Bis jetzt kann man darauf nur nein antworten. Aber gerade jetzt, wo die Disco-Welle allmählich ausrollt, braucht die westliche Musik Blutauffrischung und neue Ideen. Die holen sie, wo sie sie herkriegen.«

Nigeria der achtziger Jahre: Der trügerische Wohlstand ist vorbei. Der Zerfall des Ölpreises hat Nigeria in eine katastrophale Wirtschaftskrise gestürzt, das Leben auf Pump, Korruption und Mißwirtschaft hat das Land an den Rand des wirtschaftlichen Zusammenbruchs geführt. Um den internationalen Währungsfonds und die Weltbank zu veranlassen, Nigeria die dringend benötigten Kredite zu geben, verkünden Staatspräsident Shagari und die 1983 durch einen Putsch an die Macht gekommene Militärregierung von Muhammed Buhari harte Sparprogramme und die Ausweisung von insgesamt rund 2,8 Millionen meist ghanesischer Fremdarbeiter. Auf bürgerkriegsähnliche Unruhen, Streiks, wachsende politische Opposition regieren die Militärs mit der Verhängung des Ausnahmezustandes, mit Massenverhaftungen und Repressionen.

Musikerlaufbahn, Teil 3: Im September 1984 wird Kuti, unterwegs zu einer Konzerttournee durch die USA, auf dem Flugplatz von Lagos verhaftet. Er wird des Versuchs angeklagt, 1.600 englische Pfund außer Landes zu schmuggeln und zu fünf Jahren Knast verurteilt. Im Frühling 1986, nach dem Sturz der Militärregierung Buhari durch den Brigadegeneral Joshua Dogon Varo, wird der Fall Kuti erneut aufgerollt, nachdem durch eine Enthüllung der nigerianischen Zeitschrift »Newsmatch« bekanntgeworden war, daß der damalige Richter den Musiker im Gefängnis besucht und zugegeben hatte, das Urteil auf direkte Anweisung der damaligen Regierung Buhari gefällt zu haben. Im Mai 1986 wird Kuti entlassen und rehabilitiert.

Aus einem Interview, das Kuti im Kirikiri-Gefängnis von Lagos der französischen Zeitschrift »Libération« gegeben hat:

Libération: Du weißt sicher, daß deine Platte »Army Arrangement« vom amerikanischen Produzenten Bill Laswell bearbeitet und herausgeben worden ist. Er hat einige Klavier- und Perkussions-Passagen hinzugefügt...

Kuti: Und meine Soli, haben sie die rausgeschmissen?

Libération: Ja.

Kuti: Scheiße. Was haben sie bloß mit meiner Musik gemacht? Die haben nichts begriffen. Sie zerstören das afrikanische Konzept meiner Musik. (Während des Anhörens der Kassette:) Wenn sie sich einen Scheiß darum kümmern, kümmern sie sich auch einen Scheiß um die afrikanische Realität. Es ist mir völlig egal, ob sie glauben, daß dies besser klinge. Wenn sie den Klang ändern, bloß um mehr Kohle zu machen, dann zerstören sie ein Stück afrikanische Geschichte.. Hier haben sie ein Saxophon-Solo von mir rausgeschnitten, hörst du? Wenn man das Solo nicht hört, wie soll man dann wissen, was ich auf meinem Saxophon sagen will? Wissen die denn nicht, daß unsere afrikanischen Sprachen vom Gesang, von der Melodie herkommen? Ich mach' ja nicht bloß Musik, ich rede auf dem Saxophon. Wenn Afrikaner meine Musik hören hier in Lagos, dann beginnen sie zu singen zu meinen Soli, sie übersetzen meine Musik in Worte... he, und hier? Das ist amerikanische Musik, keine afrikanische. So ein Scheiß kauft doch keiner hier in Lagos. Die Leute merken doch, daß das nicht die Musik von Fela ist... Das ist überhaupt nicht das, was auf dem Band war. Die Platte muß neu gemacht werden... Solange sie mich nur einsperren, aber meine Musik so belassen, wie ich sie haben will, bin ich okay. Aber wenn sie mich in den Knast schmeissen und meine Musik zerstören, dann schaffen sie mich wirklich.

Drei Nord-Nord-Fragen zum Schluß:

Was verstehen wir denn von afrikanischer Musik? Was eigentlich ist amerikanisch an der amerikanischen Pop-Musik? Und schließlich: Was ist denn europäisch an unserer europäischen Pop-Musik?

Konkret 09/86, S. 60

Hans-Joachim Schlegel

Von Eisenstein zu Pumuckl

Als Antwort auf den US-Ballermann haben die Russen nun einen Taiga-Rambo. Aber auch sonst sind Trivialstücke á la Hollywood in den Kinos von Moskau, Prag und Budapest gut placiert. »Filmkunst« findet auch dort immer weniger Zuschauer

Das Kino kam mit einem Geburtsfehler zur Welt. Als ein Zwitter von Kunst und Kommerz. Vladimir Majakovskij, der Barde der Oktoberrevolution voller avantgardistischer Filmbegeisterung, war dennoch optimistisch. Er hielt den »Geburtsfehler« für gesellschaftlich bedingt, also für heilbar: »Der Kapitalismus hat dem Kino Gold in die Augen gestreut. Gerissene Unternehmer führen es am Händchen durch die Straßen. Sie sammeln Geld, indem sie mit rührseligen Geschichten ans Herz gehen. Damit muß Schluß gemacht werden. Der Kommunismus muß das Kino den spekulierenden Gängelbandhaltern entreißen ... «.

Was ist aus solcher Hoffnung geworden? Was ist geblieben vom Erbe des russischen Revolutionsfilms und eben nicht dem des klassizistischen und kommerziellen? Von jenem Aufbruch, der im Zeichen von Eisensteins »Panzerkreuzer Potemkin» begann, der statt Sentimentalität und schulmeisterlicher Belehrung den Sinn und die generell gültige Struktur eines revolutionären Prozesses so zu präsentieren verstand, daß dieser Film »von der Leinwand ins Leben« treten konnte, als 1933 indonesische Matrosen nach dem Vorbild der »Potemkin«Kollegen ihre holländischen Schiffsoffiziere von Bord des Kolonial-Kreuzers »De zeven provincien« warfen?

Gewiß: das sozialistische Kino mußte von Anfang an auch ganz andere Themen und Publikumsinteressen bedienen. Es mußte einen Weg finden zwischen »gesellschaftlichem Auftrag« und »Rentabilität«, zwischen der Suche nach neuen Formen für einen neuen Inhalt und der Realität nach wie vor wie kleinbürgerlicher Kinogelüste. Und dieser Weg der »wichtigsten aller Künste« (Lenin) war keineswegs eine Siegesallee. Eisenstein, dessen »Panzerkreuzer Potemkin« erst nach Korrespondentenberichten von sensationellen Auslandserfolgen die Aufmerksamkeit des Moskauer Durchschnittspublikum fand, das zunächst dem parallel gestarteten Hollywood-Streifen »Der Dieb von Bagdad« (Regie: Douglas Fairbanks) den Vorzug gab, hatte bereits 1928 allen Grund, gegen »filmopportunistische Marodeure« zu wettern, »die die Hosen ihrer kleinbürgerlichen Schamlosigkeit runterließen und sich als 'Konjunkturritter' präsentierten«. Produktions- und Verleihbürokraten versuchten schon damals, mit importierter »westlicher« Unterhaltungsware und ihr nachgemachten Eigenprodukten den Einspielplan sowjetischer Filmtheater abzusichern. Ihren gesellschaftlich-ideologischen Auftrag hakten sie daneben immer häufiger mit schulmeisterlich trockenen Langweilern ab, die das Publikum eher vertrieben.

Erstaunlich, daß sich hiergegen trotzdem immer wieder Filmregisseure mit großer individueller Kreativität und kritischem Engagement durchgesetzt haben. Im Sowjet-Film ebenso wie auch in dem der übrigen sozialistischen Länder. Im Vergleich zum Rest der Welt ist hier allemal ein erheblich lebendigeres Potential filmkünstlerischer Aktivität auszumachen. Doch die aktuellen Gefährdungen sind unverkennbar: Das Publikum hat inzwischen längst Geschmack gefunden an den importierten Billigfilmen, weshalb selbst beachtliche innovative Eigenprodukte wenig gelten. Produzenten und Verleiher reagieren darauf paradox: Mit einer Förderung von Imitationen »westlicher Erfolgsmuster« - mit spektulativen SF-Filmen, Discofilmen mit einheimischen Superstars (so die sowjetische Popsängerin Alla Pugatschova in »Applaus, Applaus«), Wiederauflagen alten Operettenfilm-Kitsches (wie der ungarisch-sowjetische Kálman-Film »Musik eines Lebens«), mit Variationen von US-Katastrophenfilmen (Alexander Mittas »Equipage«) und pseudokritisch getarnter Spekulation auf die Reize westlichen Schickeria-Milieus (wie in der Hochhuth-Adaption »Ärztinnen« des DDR-Regisseurs Horst Seemann). Vom Kleinbürgerkram tschechischer TV-Serien, die ihren Weg auch auf hiesige Fernsehschirme finden, einmal ebenso zu schweigen wie von Sergej Bondartschuks Ausverkauf der Revolutionsfilm-Traditionen an Hollywoodschen Historienfilm-Schund (»Rote Glocken«). Der jetzt von hiesigen Printmedien zu »Moskaus Rache für 'Rambo'« hochstilisierte SU-Actionfilm »Einsame Seefahrt« ist demgegenüber noch vergleichsweise harmlos. Denn für patriotisch gestimmte Unterhaltung wird hier nicht etwa mit perfiden Instinkt-Appellen geworben: Sein Superheld, Gardemajor Schatochin, ist Rambo vor allem menschlich und moralisch überlegen.

Geht der sozialistische Film nach diesen Anleihen beim »westlichen« Trivial-Kino auf Hollywood-Kurs? Und sind die national, gesellschaftlich und individuell spezifisch ausgeprägten Filmkulturen damit am Ende? Gerade jetzt, wo mit dem in verschiedenen sozialistischen Ländern bereits blühenden Video-Schwarzmarkt eine neue Gefahr heraufzieht, auf die Filmwissenschaftler und -kritiker noch immer mit ignoranter Schlafmützigkeit reagieren.

Exemplarisch dafür ist die ungarische Entwicklung. Der liberale »Neue Ökonomische Mechanismus« hat den Filmstudios Eigenverantwortung eingeräumt. Doch die damit verbundenen Rentabilitätszwänge erweisen sich als eine Bedrohung der international bislang vielbewunderten Spezifik ungarischer Filmkultur. Die Auseinandersetzung mit den Schmerzzonen der eigenen Gesellschaft und Geschichte weicht immer mehr einer »internationalisierten« Unverbindlichkeit, thematischer und ästhetischer Eigensinn der Tristesse weltweit normierter Perfektion. Das Budapester Társulás-Studio, in dem auch der

hierzulande durch »Narziß und Psyche« oder »Das Nachtlied des Hundes« bekanntgewordenen Gábor Body arbeitete, mußte schließen. Sein Konzept experimenteller und soziologisch-kritischer Produktionen (István Dardays und Györgyi Szalais »Die Wende«) zahlte sich bei dem an Fertigware gewöhnten Publikum nicht mehr aus. Rentabilität ist auch nicht mehr allein mit Auftragsarbeiten für westliche Film- und TV-Firmen zu sichern (etwa die im »Pannónia«-Studio gefertigte bundesdeutsche »Pumuckl«-Serie). Also flüchtet man sich in Koproduktionen, die eigene Themen und Bilder endgültig austreiben. Einst versorgten die Ungarn die ganze Welt mit Filmschauspielern, inzwischen importieren sie ausländische Stars, die Filmhandlung wird gleich im Hollywood-Milieu angesiedelt (Peter Gardos's »Philadelphia-Attraktion« oder Károlyi Makks »Spiel muß sein«). Und ganz nach US-Vorbild finanzierte jetzt eine einheimische Kaufhauskette eine Bud-Spencer-Imitation á la hongrois.

Natürlich kann auch im Sozialismus kein Film mit guten Vorsätzen finanziert werden. Trotz der kräftigen - hierzulande undenkbaren - Subsidien, die der Staat dem Film zukommen läßt (über Verwalter, die - ähnlich wie hierzulande - dringend filmästhetische Nachhilfe-Stunden nehmen sollten). Diskussionen, immerhin, finden statt. Wieder. Und gerade dort, wo die Filmemacher unter sich sind und relativ eigenständig arbeiten können. Der sowjetische Filmverband, der im Mai dieses Jahres einen verjüngten Vorstand wählte, rüffelte die Produktions- und Verleihpolitik des staatlichen Filmkomitees Goskino. Der georgische Regisseur und Filmverbands-Sekretär Eldar Schengelaja (»Blaue Berge«) sprach von einer »Atmosphäre kollektiver Unverantworlichkeit«.

Von den konkreten Folgen, von der neuen Konzeptstrategie der sowjetischen Filmemacher berichtete während des Internationalen Filmfestivals von Karlový Vary im Juli Elem Klimov, der neugewählte Erste Sekretär des sowjetischen Filmverbandes. Da war viel von »Tresorfilmen« die Rede, denen bislang der Weg in sowjetische und internationale Kinos versperrt blieb. Elem Klimov war selbst davon betroffen: Seine Filme »Agonie« und »Komm und sieh! « wurden jahrelang behindert und »Abschied«, ein Film über inneren und äußeren Umweltschutz, war mit Exportverbot belegt worden. Diese Entscheidung wurden inzwischen ebenso wie die gegen zahlreiche andere Filme revidiert. Zu sehen sind jetzt etwa auch die milieukritischen Alexejk-German-Filme »Straßensperre« und »Mein Freund Ivan Lapschin«. Aber auch Gleb Panfilovs »Thema«, wo ein talentierter Schriftsteller von einen gesinnungslos erfolgreichen Berufskollegen dermaßen an die Wand gespielt wird, daß er einen Ausweg nur noch in der Emigration nach Israel sieht. Geprüft und revidiert hat hier eine neugebildete Konflikt-Kommission, der neben zwei Vertretern des staatlichen Goskino auch Regisseure, Drehbuchautoren und Kritiker angehören. Und da es erheblich mehr »Tresorfilme« gibt »als wir ahnten«, wie Klimov auf der Pressekonferenz in Karlový Vary mitteilte, wird diese zunächst »ad hoc« gebildete Konflikt-Kommission zur ständigen Einrichtung. Begleitet und bereits im Vorfeld unterstützt von einer juristischen Kommission, die unter Leitung von Grigorij Tschuchraj (»Die Ballade vom Soldaten«) die Autorenrechte der Filmemacher sichern soll. Damit dies möglich wird, soll deren bisherige Anbindung an ein Studio aufgehoben werden: Die einzelnen Studios, aber auch die Kinematografien der verschiedenen Sowjetrepubliken sollen größere Eigenverantwortung, also Entscheidungsfreiheit erhalten. Das wäre eine Neubestimmung der Funktionen des ministeriellen Goskino, das bislang Einfluß selbst auf die führenden Filmzeitschriften des Landes genommen hat.

Ein Ausweg also aus bisherigem »Schlendrian und alter Gewohnheit«? Und vielleicht doch noch eine Chance für das Sowjetkino, bevor Hollywood endgültig die Regie übernimmt.

Konkret 09/86, S. 62

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

DER DÜMMSTE GRÜNE IM GANZEN LAND

Dünkt mich jener aus dem Landkreis Fürstenfeldbruck zu sein, der während eines zwischen weißblauem Populismus und brauner Seligkeit tändelnden Vortrag des bayerischen Justizministers Lang (Thema Wackersdorf u.Ä.) sich ein Büschel Haare aus dem Rauschbart schnitt, dasselbe in ein Kuvert packte und es dem politischen Gegner unterwerfungsgeil mit den Worten überreichte »Hier haben Sie meinen Skalp.«

NICHT ÜBEL

Der Staatsschauspieler Christoph Hofrichter berichtete mir im Freiluftrestaurant am Plansee in Tirol, wie er einmal mit dem Jazzer Dauner bei »Fröhlich« in Stuttgart war, nachts, und sie schrieben, aus Anlass, auf den Bierdeckel:

»Tschernobyl hätte in den USA nie passieren können. (Die Challenger-Mannschaft)«

Wochen später kam es in der Westberliner CDU-Kneipe »Foffi« zur Begegnung Schily, Hofrichter, Heiner Müller, und da ergänzte der Dramatiker das Apercu mit der Überschrift:

»Tote lügen nicht«

Doch es geht weiter. Denn nun rief Thomas Brasch Schily zu:

»Otto, wenn Du Bundeskanzler wirst, geben wir unsern Blauen Pass ab.«

Wo drauf Heiner Müller Thomas Brasch zustimmend zunickte. Wie nun Hofrichter am Plansee in Tirol mit seiner Geschichte geendet hatte, sagte ich, und mein Blick schweifte über das von der sich westwärz entfernenden Sonne gerötete Steinmassiv: »Nicht übel!«

SALUT, GENOSSEN

In der Ständigen Vertretung

Der DDR in Bonn, wir beglückwünschen

Euch ohne jedwede Verspätung

Dass Ihr den Genossen Professor Meissner aus den Klauen

Des Bundesnachrichtendienstes habt herausgehauen

Auch wir haben verfolgt mit Abscheu und Empörung

Des Genossen Professor Meissner Zwangsernährung

Mit Willen brechenden Psychofarmaka qua Brauseschlauch

Wie das beim Bundesnachrichtendienst gang ist, bezugsweise gäbe und Brauch

Dass nun die Befreiung des Genossen Intellektuellen ist vollbracht

Verdankt die 5. Internationale Eurer Arbeiter- und Bauernmacht

Darum, und nur darum geht es dem Professor Meissner wieder gut, beziehungsweise besser. Unser Kabel an den verantwortlichen BND-General

Lautet kurz und bündig: »Wag es nur nicht noch einmal! «

An das Kaufhaus am Alexanderplatz aber geht folgenden Inhalts die Depesche:

»Schmeisst mehr Brauseschläuche in die Versorgungsbresche!«

V. Internationale, Sektion »Solidarität mit vom Bundesnachrichtendienst durch Psychofarmaka zum Übertritt in das Pig-System gezwungene Wirtschaftstheoretiker der DDR«.

Dieses hübsche kleine politische Kampfgedicht war von der »taz« bestellt und - wurde nicht abgedruckt. Ich sage nur eins, das aber dreimal: Zensur! Zensur! Zensur! Und ein zweites: Es wird wieder einmal ein Abonnentenengpass sein oder - die »taz« wird gar nimmer sein. Da aber wird dieses hübsche kleine politische Kampfgedicht noch immer sein. Ist doch wahr.

Du Dreck des Drecks/ Dass es den Dreck graust und der Dreck sich fragt wo wasch ich mich/ Vernimm für dies Verbrechen unsern Spruch und wiss/ Kein Einspruch gegen diesen Spruch schiebt auf/ Was nach Vollstreckung schreit an dir und deiner lät/ Und keine Gnad/ Wird dir, Gemütssau, du/ Und also lautet unser Spruch/ Wenn Springers fegefeurgebeizts Geripp/ Die krumme Rechte in den Kübel taucht/ Voll Ausgewürgtem, schwarzem Blut und totem Sperm/ Und damit in der BILD die deadline zieht/ Fällt über dich unser Kommando her/ Reisst dir das Beinkleid auf und reisst a terg/ Dich auf zum Grund und küsst mit todbelegter Zung/ Den Anus aus dir und von also dir beschissner Zung/ Empfängst du kehlentiefe Küsse dann/ Dass es dich graust, graust so, daß du dir wünschst/ Geboren worden nicht geschweig ein Schmier zu sein/ Wo cäsiumverstrahlten deutschen arbeitslosen Föten steckt/ Dass es hiphäppi sei, wenn sich zwei gutbetuchte englische Geschlechtsteil straightaway/ In einer Kutschn aufeinanderzubewegen/ Sodann verschleppen wir dich, deine Fress/ Ist schilygrün und wehrmachtsgrau von nie erlebtem Ekel/ In unser Siechenhaus/ Dort, in der ärkonditionierten Resektur/ Wirst du in Kindersärg einschreinen herrenlose Raucherbeine/ Und Brüste, Kehlkopf, Därm und anderes malignes/ Material devot in Hut- und Tortenschachteln packen/ und auf dem Gliederanger in satanschem Ritus/ Zur ewgen Ruhe betten. Und/ Es ist morgen und du wünschst, Wurm nicht zu sein/ Geschweig ein la grunzend Yellow-Presse-Schwein/ Und deine Qual ist alle nicht, sondern vollendet/ Sich, wenn der Feuerball steht im Zenith/ Dann schieben wir dich (und die Scheiben sind verriegelt) (und, du, Hund, bist gekettet in den Gurt) im Auto in den mörderischsten Stau/ Daß du, erstickend, nicht entrinnest unserm Spruch SEI HIN! du dich an Christi Kreuz schubbernde Entertainersau.

DÜDLÜDLÜ

»Es gibt nichts so Natürliches wie Tod und Leben. Das heißt, Sie als schöne Frau schwitzen Sie natürlich nicht, aber Sie tuns trotzdem. Sie schwitzen ununterbrochen, weil, oder dünsten aus, beides, weil Sie zu 75 Prozent Wasser sind, Wasser steht unter ei . ner Temperatur -von 36, 37 Grad beim Gesunden. Sie dünsten ununterbrochen etwas aus. Wenn Sie sterben, dünsten Sie völlig Ihre Seele, Ihre Aura, Ihre Atmosphäre aus, das steigt hoch und kommt im großen Kreislauf wieder herunter und befruchtet das, was von Ihnen zurückgeblieben ist, aufs Neue.«

(Professor Otto Wilhelm Fischer zur Springer-Schreiberin Holde Heuer)

Konkret 09/86, S. 64

Rudolf Schilling

Ironie am Bau

Über die Architektur, die Möbel und Objekte von Trix und Robert Haussmann, Zürich. Ferner über die Frage, ob es gestattet sei« von der Serviette zu essen und sich mit dem Teller den Mund zu wischen. Sowie über die andere Frage, ob die Welt spinnt oder diejenigen, die es von ihr behaupten.

Es darf gelächelt werden, sogar gelacht, muß aber nicht. Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erhaschen. Die's nicht fühlen, können darüber hinwegsehen, bei der Tagesordnung bleiben und ohne Störung weiterleben. Die's fühlen, die Störanfälligen, dürfen, einer sanften Verführung folgend, von der Sache abschweifen, ohne daß die Sache an Gebrauchswert verlöre.

Doch ist es eigentlich verboten, derart kompliziert einen Artikel zu beginnen.

Allerdings haben gerade sie sich alles erlaubt, was eigentlich verboten ist, und noch Erfolg damit gehabt, weit über Zürich und sogar Europa hinaus. Sie lassen die Dinge etwas anders scheinen, als sie sind, die Mauer zum Beispiel als Vorhang oder den Vorhang als Mauer. Schein und Sein treten auseinander, was eben eigentlich verboten ist. Die Form widerspricht der Funktion; und trotzdem sind die Dinge perfekte Dinge, die perfekt funktionieren, superperfekt sogar.

Die »Da Capo«-Bar im Zürcher Hauptbahnhof scheint in alte, denkmalpflegerisch aufgemöbelte Mauergewölbe eingebaut. Alles Täuschung. Dieses Quadermauerwerk ahmt dasjenige des denkmalgeschützten Bahnhofbaus nur nach, auf eine leicht übertriebene Weise dazu, als wäre der Zürcher Hauptbahnhof schon zu Beginn unserer Zeitrechnung und nicht erst 1871 fertig geworden. Die Marmororgie spielt eine Denkmalpflegeübung vor, die altertumssüchtig zwei Jahrtausende rückwärts übers Ziel hinausschießt. Je älter, desto besser. Doch entlarvt sich die Fälschung freimütig. Beim zweiten Hinsehen und ohnehin beim Hinfassen erweist sich das Marmormauerwerk als vorgetäuscht. Die Quader, die Fugen, die Inschriften sind (perfekt) auf Holz gemalt. Wo das Auge Fugenvertiefungen wahrnimmt, streicht die Hand über glatte Wand; der fürs Auge eiskalte, graue Stein fühlt sich gemütlich warm an: Sinnestäuschung, Augentäuschung, Trompe-l'oeil, leicht frivoles Spiel mit heiligen Gütern, vor denen man bitte in die Knie zu gehen hat, zum Mitspielen für die, die geneigt sind, etwas länger als einen Augenblick hinzuschauen. Ansonsten läßt sich's da ungestört ein Bier trinken, eine Besprechung abhalten, den nächsten Anschluß abwarten oder eine Akte studieren. Wer jedoch über eine empfindliche Empfangsantenne verfügt, kann sich die Zeit auch mit Ansehen vertreiben und zum Beispiel über Wahrheit und Falschheit und die Enthüllung der Wahrheit in der Falschheit nachgrübeln. »Die Lüge ist wahrer als als die Wahrheit, weil die Wahrheit so verlogen ist«, singt Andre Heller für Helmut Qualtinger. Doch ist das natürlich schon wieder kompliziert. Und was kompliziert ist, zum Beispiel, weil es wahr ist, kann Ärger geben.

Ich bin auf Ärger gefaßt. Schrieb mir doch einer unaufgefordert vor einiger Zeit, einer, der sich »siebenundfünfzig Jahre lang um gute Form bemüht hat«, so schrieb er, nun müsse er sich, »solchen Scheiß gefallen lassen«, »Edelkitsch der Haussmann-Mafia«. Und legte ungefragt, »schauen Sie sich dies mal an!«, eine Broschur über die H-Design-Stoffkollektion bei, verlegt bei der Mira-X AG, Suhr AG. Es handelt sich um Stoffe in diversen Marmor-, Mauer-, Schindelmustern, entworfen von Trix und Robert Haussmann mit Alfred Hablützel, Stoffe, die dem eventuellen Bedürfnis entgegenkommen, auf Stein zu sitzen oder zu schlafen und trotzdem weich, Stoffe also, die vorgeben, aus einem andern Stoff zu sein, als sie sind. Auf ähnliche Weise verschaffen die Haussmanns den Zugang zur Illusion, von der Serviette essen zu dürfen, mit dem Teller, der vorgibt, ein hübsch gerüschtes Tuch zu sein. Leider haben sie die Serviette, die wie ein gut geformter Teller aussieht, noch nicht entworfen. In der Vorstellung, ab Serviette zu speisen, möchte ich mir mit dem Teller den Mund wischen.

Ich mag »die gute Form«, sehr sogar, jedoch auch deren Auflösung, die sie dann wieder hervorbringt. Am Haussmannschen »Intarsientisch« stört an der einen Tischecke ein Ornament die gute, dem gestrengen Adolf Loos nachempfundene, rein eckige Form, löst sie augentäuschend in ein dreidimensionales Körperspiel auf, in ein Perspektivspiel, das Mosaikböden der Antike und der Renaissance (zum Beispiel Markuskirche in Venedig) bereits getrieben haben. Die aufgebrochene, scheinbar zerstörte Ecke hebt jedoch die erhaltene wieder hervor. Bringt sie sogar erst recht zur Geltung. Die ehrliche Täuschung enthüllt die Wahrheit und dazu, daß die Wahrheit nie die einzige ist. Der Narr spricht wahr, und nur der Narr.

Gerade jetzt, Anfang 1986, über ihre Arbeit schreiben zu wollen, sei ein unglücklich gewählter Zeitpunkt, meinte Trix Haussmann bei meinem ersten Telefonanruf. Eben seien sie daran, das Repertoire der Ironie aufzugeben, zurückzukehren zu »neuer Klassizität«, zu einer Gestaltung ohne innere Bruchstellen. Beispiele: Buchhandlung zum Rennwegtor an der Oetenbachgasse in Zürich, Schaffhauser Kantonalbank am Fronwagplatz in Schaffhausen, die Rolladen der Kollektion Röthlisberger, das Gestaltungsgutachten für die östliche Innenstadt Hamburgs. »Wir fühlen uns eingeholt von der Zeit. Wir waren Pioniere der Ironie, nun werden wir nachgeahmt. Wir waren Dissidente. Nun wird die Dissidenz zum Strom.« Im übrigen hätten sie es satt, als die Witzbolde der Architektur- und Designszene zu gelten.

Drei Monate später, in Kenntnis eines ersten Entwurfs dieses Texts, werden sie sehr ernsthaft: »Unser sogenannt lustiges Tun ist aus einer Notsituation geboren, ist Verarbeitung eines Gefühls der Bedrohung und Angst. Unser Vorbild, der Maler und Baumeister Giulio Romano, lebte im 16. Jahrhundert in einer ähnlichen Stimmung und wehrte sich gegen sie auf ähnliche Weise. Die Ironie ist eine Abwehrreaktion. Wir sind keine Spaßmacher. Was wir produzieren, muß für den Auftraggeber stimmen, den Zweck erfüllen. Darauf beruht unser Erfolg. Dazu wollen wir noch etwas weiteres zum Ausdruck bringen. Davon den Auftraggeber zu überzeugen, ist oft alles andere als leicht, ist nochmals harte Arbeit.« Trix Haussmann braucht mehrmals das Wort »Herzblut«.

Das einzige komplette Gebäude, das sie bis heute gebaut haben (neu und von Null auf), steht seit 1982 in der Hamburger Innenstadt, und es ist kein geringes, die »Galleria« zwischen Große Bleichen und Bleichenfleet. Nach außen hin tritt es als traditionelles hanseatisches Kontorhaus auf, was es zu zwei Dritteln auch ist: ernst, stolz, seriös, viereinhalbtausend Büroquadratmeter. Erst in der durch das Gebäude führenden Ladenpassage (2200 Quadratmeter Ladenfläche) ließen sie einen Teil ihres Repertoires spielen.

Die Einkaufspassage versahen sie mit Theatereingängen: Vorhang auf! Hereinspaziert! Es kann losgehen. Konsum als soap opera zwischen entsprechenden Kulissen. Das Kauftheater findet in einer Säulenhalle statt. Ersetzt denn nicht das Einkaufszentrum von heute die Agora Athens und das Forum Roms? Ist denn nicht der Bürger zum Konsumenten zusammengeschrumpft? Doch sind Bürgerforum und Shopping-Center nicht identisch. Wer die Wandpfeiler genauer zu betrachten geruht, mag es bemerken, nämlich feststellen, daß sie falsche, nicht das Gebäude tragende, sondern nur vorgegebene sind - sonst könnten die hellen Quader im Säulenaufbau keine Leuchtkörper sein. Der Konsumtempeldienst ist ein anderer als der wahre Tempeldienst. Da stimmt etwas nicht. Also geben sie auch architektonisch nicht vor, als stimmte da alles: Im Grunde, auf höherer Stufe, die vollkommene Anwendung der Formel »Form folgt Funktion«. Wenn die Dinge funktionell nicht aufgehen, sollen sie es auch formal nicht.

Wenn die Wirklichkeit schief steht, sollen auch die Häuser schief stehen. Nichts als Ehrlichkeit! Also geschehen 1984 in Kiel an der Holsten-Straße, wo sich das Schuhhaus Görtz, für das die Haussmanns in der Bundesrepublik mehrere Geschäfte umgebaut und (innen) eingerichtet haben, einen Laden herrichten ließ. Der Bauherr wünschte an der herausgeputzten Einkaufsstraße »etwas anderes«, ein Haus, das aus der Front der Glitzerschaufenster falle. Also: eine geschlossene Fassade vorne heruntergezogen, bis auf einen schmalen Schlitz 50 Zentimeter über Boden; Schuhe sind ja immer unten. Weil sie unten nicht ankommt, tut die Fassade kund, was sie ist, ein heruntergelassenes Rouleau. Sie spielt die ihr zugedachte Rolle. Die Schminke gibt sich als Schminke zu erkennen. Und eben: Das Rouleau ist schräg gestreift, und kühn wird die Schräge im Ladeninnern fortgesetzt; in den Verkaufsräumen stehen die Wände schräg. Schließlich leben wir in einer gestörten Welt und wissen nie, wann sie kippt. Vielleicht fährt Otto Normalschuhkäufer so etwas durch den Kopf, wenn er anderswo feststellt, daß an der Stelle seines Milchladens schon wieder ein neues Jeans- oder Schuhgeschäft entsteht. Wo eigentlich sind die Menschen, die in all den Jeans und Schuhen herumlaufen? Wer wird da noch auf die Nase fallen?

Ich entschuldige mich für das eventuell Lehrerhafte dieser Interpretation, vielleicht Überinterpretation. Das Fingerzeigerische mögen sie gar nicht. Sie lassen lieber in der Schwebe, was Scherz, was Tiefsinn sei, lächeln selber nur vergnügt dazu, lächeln überhaupt gern, verströmen die frische Luft der Ironie.

Mein Lexikon teilt unter dem Stichwort »Ironie« mit: »Grch. 'Verstellung'. In Spott wurzelnde Haltung oder Äußerung, die das Gegenteil von dem meint, was sie ausspricht, und das, worauf sie sich richtet, in Frage stellt. Im Gegensatz zum Humor wirkt sie nicht versöhnlich, sondern kritisch und angreifend, doch kann sie alle Grade vom Heiteren zum Bitteren durchlaufen. I. zeigt sich vor allem darin, daß sie unberechtigte Wertansprüche übertreibend bejaht. Sokrates benutzt die I., um den Menschen ihr Nichtwissen bewußt zu machen und sie dadurch zum wahren Wissen zu führen... In der Romantik ist die I. das immer wache Bewußtsein, daß zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen sowie zwischen Freiheit und Form kein endgültiger, sondern nur ein spielender Ausgleich möglich ist... In der Selbst-I. drückt sich eine kritische, spielerisch-überlegene Haltung sich selbst gegenüber aus.«

Ihre Firma an der Höschgasse in Zürich heißt Allgemeine Entwurfsanstalt Zürich, beschäftigt sechs bis zehn Leute, meistens junge, frisch diplomierte, die nach einer Weile wieder weiterziehen. »Unser Büro ist ein Durchlauferhitzer. Vielleicht sind wir zu stark oder zu breit; ein Dritter kann sich neben uns nicht entwickeln.« Und lächeln dazu. Der Name ist kein Programm. »Er war auch so ein aus der Situation entstandener Einfall. Wir hatten eine Stoffpräsentation durchzuführen, im häßlich dekorierten Saal des Casinos Zürichhorn. Wir stellten graue Pappwände auf, entdekorierten den Saal, damit unsere Entwürfe zur Geltung kommen konnten. Anschließend rollten wir die Wände ein, hatten aber nachts keine Möglichkeit mehr, die großen Kartonrollen abzutransportieren. Also mußten wir sie stehen lassen, sagten uns, wir müßten sie irgendwie anschreiben, damit sie nicht wegkämen, respekterheischend. Vielleicht irgendwie amtlich: Eidig. Entwurfsanstalt? Nein, zu anmaßend, sonst holt noch ein Falscher die Rollen ab. Allgemeine Entwurfsanstalt Zürich - AEZ!«

Sie haben nach 1967, seit sie verheiratet zusammenarbeiten, ein Repertoire entwickelt und in einen Lehrgang des »Manierismo critico« gefaßt. Der Lehrgang ist selbstverständlich ein diaunterstützter. Jedes Kapitel beginnt mit einem Bild von René Magritte, dem belgischen Surrealisten (1898-1967): marmorierter Frauenkörper, Säule mit Wolkenhimmelmuster, Holzeinlegearbeit auf Menschenleib, der statt einer Wolke über dem Meer schwebende Felsbrocken und so weiter. Sie bauten neun »Lehrstücke« oder Lehrobjekte des »Kritischen Manierismus«.

Sie liefern zu den Lehrstücken auf Anfrage auch eine »Lehre« mit. Sie verleitet zu endlosem Grübeln. Sie erweckt, bezogen auf die Lehrstücke, die Illusion einer strengen Systematik, schließlich die Illusion einer wissenschaftlichen Architekturtheorie. Wer sich davon zu angestrengtem Durchdenken verführen läßt, kriecht den Ironikern auf den Leim und setzt sich ihrem Gelächter über hochtrabendes Kunstgeschwätz aus. Sie füttern mit steilen Worten ab, wer nach welchen hungert. Wer sich daran verschluckt, ist selber schuld.

Zu noch tieferem Grübeln fordert ihr »Begriffsschieber« auf, ein »ironisch-alphabetisches Verzeichnis von hundert Stichworten«. Die hundert Architekturbeiwörter sind zweimal in Kolonne untereinander aufgedruckt, auf zwei lose Blätter, so daß sich die beiden Spalten beliebig hoch und niederschieben lassen, was die Fabrikation von 10.000 Wortpaaren wie »grandios-arm«, »banalruinenhaft«, »improvisiert-fundamental« erlaubt. In seiner englischen Version ist dem Schieber eine Warnung im Stil des obligaten Aufdrucks auf Zigarettenpackungen beigegeben: »Vorsicht: Kritiklose Herstellung von Begriffsmischung kann zu totaler Verwirrung führen und zu noch mehr Architekturschreibe.«

Die Lehren und Begriffe kreuzen sich im einzelnen Objekt. Die Objekte sind keine Kopfgeburten, entstanden nicht als Verkörperungen einer vorgedachten Theorie. Vielmehr leiten die beiden aus dem bereits erfundenen Objekt hinterher einige beschreibende Sätze ab.

Entsprechend frei darf der Betrachter selber über die Objekte phantasieren, zum Beispiel über den »Spiegelschrank mit Tuch aus Holzintarsia«, von dem es nur zwei Stück gibt auf der Welt. Ja, er gefällt mir sehr: Ein reiner Quader, dessen Reinheit das geknotete Tuch verfremdet und verbirgt - und gleichzeitig verdeutlicht. Das Vorhangtuch scheint räumlich und weich, ist aber in Wirklichkeit flach und hart, nämlich gar kein Tuch sondern aus Holz. Das Tuch schwebt, hängt im Nichts. Warum fällt es nicht? Es stört der Spiegel, der seinerseits die Körperlichkeit des Quaders verunsichert, was alles darauf neugierig macht, den Quader doch zu erfahren, mit Hand und Auge, das Bedürfnis weckt, die Illusion zu durchstoßen. Ein wundersames Stück der Verfremdung und Wiederherstellung von Wirklichkeit, ein Spiel mit Tarnung und Enttarnung, mit Widerspruch und Einheit, Schein und Sein.

Im Projekt für »La casa della Falsità«, das »Haus der Falschheit« in München, erreicht die Ironie eine einsame Spitze. Ein großartig verdrehtes Stück! Wenn es eine Auszeichnung für Ironie am Bau gäbe: Die »Casa della Falsità « müßte sie erhalten.

Schade, daß das Projekt Projekt geblieben ist. Aber das war von Anfang an klar. Das Möbelhaus Focus an der Leopoldstraße in München-Schwabing hatte seinen Altbau eigentlich erneuern wollen, scheiterte aber an der Baubehörde, verzichtete hierauf auf Umbau und lud statt dessen 1982 elf Architektur- und Designbüros aus ganz Europa zu einem fiktiven Wettbewerb ein. Der Haussmanns Idee: Das halbe alte Doppelhaus stehen lassen und an die Stelle der andern Hälfte einen Tempel setzen, einen auf den Kopf gestellten Tempel und selbstverständlich ein Scheintempel, der ein geometrisches Rastergitter von hoher Zweckmäßigkeit antikisch tarnt. Hieran ist einfach alles falsch und alles Schwindel, Verkehrtheit im Quadrat. Die Säule, die, um sie als Fälschung zu entlarven, sonst unten nicht ankommt, kommt nun oben nicht an. Die Scheinsäulen sind auch nur halbe, erst in der Spiegelung erscheinen sie als ganze. Die Geschäftsanschrift steht ebenfalls Kopf. Die Werbung macht den Handstand, um nur ja aufzufallen. Über alle Maßen strengt sich der neue Hausteil an, den alten zu übertreffen, damit niemand wegsehen kann. Sogar an Alter will das Neue das Alte übertrumpfen. Es darf zur Kenntnis genommen werden, daß die Welt spinnt. Und wer es nicht zur Kenntnis nehmen mag, darf sich sagen, daß die Architekten spinnen. Sie tragen's mit Fassung.

Das Münchner »Haus der Falschheit« und andere Taten des Scheins rücken die Haussmanns in die Zone jener Architektur, welche »die postmoderne« genannt wird. Hat etwas für sich. Wenn »postmodern« meint, Kisten ein Kleid zu geben, das nach außen eine andere Geschichte erzählt, als im Haus gespielt wird, dann kann man sie den Postmodernen zurechnen. Aber nur auf den ersten Blick. Schaut man genauer hin, stellt man fest, daß sie den falschen Schein so erzeugen, daß er seine Falschheit anzeigt. Sie liefern mit der Übertriebenheit der Tarnung die Enttarnung mit. Aus der Lüge schlüpft wieder die Wahrheit. Wie es Brecht haben wollte, erzählen die Theaterstücke mit, daß sie Erfindungen für das Theater und nicht die Wirklichkeit selbst sind.

Gemeinhin geht die Erzeugung von Illusionen einher mit der Massenfabrikation von Plunder und Plastics. Außen fix, innen nix. Die Haussmannschen Illusionsprodukte sind nicht von dieser Art, weil sie anders gemeint sind. Ihre Illusionsprodukte sind sorgfältig gefertigt, das Ergebnis von Präzisionsarbeit an hochwertigem, langlebigem Material. Schweizer Qualität alter Schule.

Die Haussmanns können sogar ein wenig ärgerlich werden. Als ich sie mit dem Vorwurf konfrontierte, sie produzierten »für die Reichen«. Sie pflegen eine Handwerkskultur, die am Versinken ist. Sie streben Spitzenqualität, Dauerhaftigkeit, Seriösität an. Solche Vorzüge kosten viel, weil sie mit viel Arbeit verbunden sind. Dennoch: Wer kann sich das denn leisten? Gegenfrage. Warum eigentlich soll ein Schrank, der zwei Leben lang reparaturfrei hält (wie es früher war), billiger sein als ein Auto, dessen Zerfall auf vier Jahre berechnet und serienmäßig eingebaut ist? Warum soll ein Stuhl, der unterhaltsfrei hundertausend Sitzstunden verträgt, billiger sein als ein Paar Ski, deren Gebrauchsdauer der Händler mit 200 Stunden angibt? Ja eben: Wer liegt hier eigentlich schief? Die Zeit oder die, die sich (einigermaßen ohnmächtig) gegen die Zeit stellen und sie dabei lächelnd bloßstellen?

Konkret 09/86, S. 72

Georg F□ lberth

Grabe, wo du stehst

Als die Linke auf der Suche nach intakten Verh□ ltnissen die Themen Heimat und Alltag entdeckte, entstanden die □ Geschichtswerkst□ tten□ . Deren Forderung noch □ Spurensicherung□ und □ aktiver Erinnerungsarbeit□ war zumeist nocl politische Aktionen bezogen. Inzwischen ist die □ Neue Geschichtsbewegung□ im Freizeitangebot sozialdemokratischer Ortsvereine und brav wie Hausmusik. Das Ende f□ r die Barfu□ historiker?

Vielleicht läßt sich Oben und Unten auch darstellen als Außen und Innen: die Rechten planen Walhalla-Museen in Bonn und Westberlin. Einige Linke gründen Geschichtswerkstätten.

Historische Heimatverbände gibt es im bürgerlichen Deutschland schon seit dem neunzehnten Jahrhundert. Einige stammen noch aus dem Vormärz und gehörten zur liberalen Opposition und zur Romantik. Nach 1848 wurden sie reaktionär wie die Burschenschaften und die Deutsche Turnerschaft. Eine Gründungswelle solcher Vereine begann dann wieder unter den Kaisern Wilhelm. Das war die Zeit, als Kasernen in Neo-Renaissance, Universitäten neugotisch und Wohnungen neubarock oder wieder mit Fachwerk errichtet wurden. In diesem Zusammenhang entstand sogar ein ganzer Wissenschaftszweig: die Bauforschung, welche Vorbilder für die Architekten bereitstellte. Geschichtsvereine betrieben Traditions- und ideologische Herrschaftspflege im lokalen Rahmen. Sie blühen besonders in restaurativen Zeitläufen: Ein Drittel dieser Gesellschaften, so sagt man, wurde nach 1945 gegründet. Derweil ist die deutsche Arbeiterbewegung zunächst zusammengeschlagen und dann ausgelutscht worden. Die Proleten gerieten zum Objekt der Volkskunde wie vorher schon die Bauernmöbel.

Dies war die spezifische BRD-Entwicklung. Während der sechziger Jahre entstand in Großbritannien der »History Workshop«, als Studierende eines Erwachsenen-Bildungs-Instituts der Gewerkschaften (Ruskin-College) sich mit »Geschichtsschreibung von unten« gegen elitäre akademische Prüfungen und Wissenschafts-Rituale wehrten. In Schweden gründete Sven Lindquist die Bewegung »Grabe, wo Du stehst«: Arbeiterinnen und Arbeiter erforschten die Geschichte ihrer eigenen Tätigkeit und damit auch der Betriebe, in denen sie beschäftigt sind (oder waren). Diese Initiative wurde inzwischen vom Erwachsenen-Bildungswerk der Gewerkschaften übernommen und ist Ausdruck des Selbstbewußtseins einer starken reformistischen Arbeiterbewegung, welche zu Selbstzweifeln vielleicht Grund, offensichtlich aber kaum Anlaß hat.

In der Bundesrepublik kam eine neue Basis-Geschichtsschreibung nicht von unten, sondern von oben. 1973 gründete der Zigaretten-Herstellungsmaschinen-Millionär Kurt A. Körber eine Stiftung zur Finanzierung des von Gustav Heinemann angeregten »Schülerwettbewerbs Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten«. Die jährlich neu ausgeschriebenen Themen fragen vor allem nach dem Alltag. Das ist insofern staatstragend, als damit von Wichtigerem abgelenkt wird. Hitlers Rede im Düsseldorfer Industrieclub vom siebenundzwanzigsten Januar 1932 war kein Alltag. Erforschung des gleichen Datums in irgendeiner anderen Stadt wird allenfalls ergeben, daß sich ein bankerotter nationalsozialistischer Gemüsehändler mit dem Roten Großvater prügelte. Mit derlei kann man heute allenfalls christdemokratische Bürgermeister ärgern, was immerhin auch sinnvoll ist. Die CDU/ CSU hat ihre lokale Massenbasis (wie die Nazis früher auch), und es ist nicht unnütz, diese zu verunsichern oder gar aufzuklären. Wo das zu weit geht, kann ja immer noch beschwichtigt werden. Als eine Wettbewerbsgruppe herausfand, daß die Dynamit Nobel im hessischen Allendorf ungarische Jüdinnen aus Auschwitz als Sklavenarbeiterinnen beschäftigte, riet die Lokalzeitung: »Keine Verurteilung, sondern Mahnung«.

Erst nach dem Bundespräsidenten und dem Millionär kamen die Linken. Einige von ihnen hatten vorher Ernst Thälmann und Mao tse Tung studiert und waren bei dem Versuch, diesen nachzueifern, auf dem Bauche gelandet. Jetzt sprachen sie: Grabe, wo Du liegst. Verstärkung erhielten sie von jüngeren Universitätshistorikern auf der Suche nach einem Thema. An den Hochschulen hatte sich inzwischen neben der dominanten konservativen Linie eine sozialliberale Richtung der Geschichtsschreibung etabliert. Ihre Hauptvertreter - Jürgen Kocka und Hans-Ulrich Wehler - galten noch Anfang der siebziger Jahre als progressiv, weil sie Historie nicht als Geistesentfaltung oder Staatsaktion, sondern vor allem als Gesellschaftsentwicklung interpretierten. Den Höhepunkt ihres Einflusses hatten sie zeitgleich mit dem Bundeskanzler Willy Brandt. Danach begannen sie das Publikum allmählich zu langweilen, denn in jahrzehntelangem Bemühen hatten sie immer noch nicht herausgefunden, wodurch Gesellschaft denn konstituiert wird. Bis zu Hilferdings Theorie vom »Organisierten Kapitalismus« waren sie schon einmal vorgedrungen, dann aber erschrocken zurückgehuft. Kein Wunder, daß die jungen Leute angesichts dieser Blässe nach Kleinerem und Festerem verlangten. So wie das Scheitern der sozialliberalen Koalition im Volksvorurteil den Sozialismus widerlegte, so blamierten angeblich Kocka und Wehler den Marxismus, weil er doch auch Gesellschaftsgeschichte sei. Mit dem hatten sie allerdings niemals etwas am Hut, ebensowenig wie heute die sogenannten »Barfußhistoriker«. Inzwischen zeigt sich vor allem Wehler offen als Apologet kapitalistischen Fortschritts. Die Jüngeren, teilweise bereits arbeitslos, mochten ihm darin nicht folgen. Vor lauter berechtigter Schwermut wurden sie postmodern.

Als Teil der »neuen Geschichtsbewegung«, die so entstand, werden oft auch die »einfachen Leute« reklamiert, welche sich für »Oral History« zum Interview bitten ließen. Als operative Köpfe dieser Aktivitäten sind sie aber in der Regel nicht hervorgetreten, mochten sie auch einmal bereit sein, die Geschichte ihres Alltags im Laienspiel darzustellen. Seit 1983 ist die »Neue Geschichtsbewegung« sogar ein eingetragener zentraler Verein in der Bundesrepublik und Westberlin mit einer Zeitschrift (»Geschichtswerkstatt«) und jährlichen Geschichtsfesten: 1984 in Westberlin, 1985 in Hamburg. Das nächste wird vom 25. bis zum 28. September in Dortmund sein. Lokal gibt es - im überregionalen Zusammenschluß nicht institutionalisiert - mehr als siebzig Arbeitskreise, Werkstätten, Frauenarchive und -bibliotheken und Videogruppen. Längst haben diese Bestrebungen auch schon ihre Taschenbuch-Konjunktur. Mindestens zehn Paperback-Programmschriften könnte ich sofort herunterzählen und habe dabei bestimmt einige übersehen. Gute Lokalstudien sind noch immer viel zu selten - gedruckte Absichtserklärungen dagegen gibt es bereits inflationär, und sie bleiben je länger desto mehr hinter Lindquist zurück. Flugs versteht man sich selbst als eine »neue soziale Bewegung«.

Ihr fehlt es nicht an Resonanz und Kritik. Der 35. Historikertag in Westberlin 1984 hatte das Thema: »Lebensverhältnisse, Mentalitäten, Handlungsformen. Anthropologische Dimensionen der Geschichte.« Die Kosten des ersten Geschichtsfestes, einige Monate vorher, waren mit vierundzwanzigtausend Mark veranschlagt. Sechzehntausend davon spendierte Elmar Pieroth (CDU) in seiner Eigenschaft als Senator für Wirtschaft. Dennoch gelten die Geschichtswerkstätten häufig als grün, weil sie ihren Gegenstand basisdemokratisch anschauen. Vor allem aber haben sich die ideologischen Apparate der SPD - von der Friedrich-Ebert-Stiftung bis zum »sozialdemokrat magazin« und den parteinahen Verlagen - der Sachen längst angenommen. Man veranstaltet Geschichtstagungen und setzte 1982 eine Historische Kommission ein. Auch einen Leitfaden hat die Partei jetzt schon: »Geschichte entdecken im Ortsverein«. Die Linken in der SPD sind es sehr zufrieden: Jahrzehntelang mußten sie sich schämen, weil oben immer Gustav Noske und Helmut Schmidt standen. Jetzt hoffen sie, unten werde man das nicht so merken.

Im gewerkschaftlichen Bereich entstehen insbesondere bei der IG Metall Geschichten einzelner Verwaltungsstellen. Da kommt fast immer auch das gegenüberstehende Kapital in den Blick, weshalb diese Texte, welche zugleich der innerverbandlichen Bildungsarbeit dienen, zu den interessantesten gehören.

Einige der traditionellen Geschichtsvereine wehren sich mit politischer Abstempelung gegen die Konkurrenz. Wehler bellte ihr böse Wörter hinterher. Er und seine Geschichtsbeamten sollten aber vielleicht doch besser die Klappe halten. In meiner Studentenzeit konnte man bei dieser Zunft ein gutes Geschichtsexamen ablegen, ohne jemals ein Archiv von innen gesehen zu haben. In diesem Punkt sind heute die Geschichtswerkstätten tatsächlich weiter. Deren Wortführer allerdings verteidigen sich so hilflos aufgeregt, daß man richtig Lust bekommt, beiden Seiten die Zunge herauszustrecken.

Auch die »neue Geschichtsbewegung« hat ihre Gurus (Hannes Heer, Volker Ullrich, Alfred Georg Frei, Detlev Peukert), die in »Die Zeit«, »Das Parlament« und bei Rowohlt mittlerweile immer wieder dasselbe erzählen, dies aber mit vielen inneren Widersprüchen:

Erstens: Was die Leute aufs Tonband sprechen, sei die Geschichte selbst. Das ist etwa so, als wollte man das Ende der römischen Republik nur aus Münzfunden rekonstruieren.

Zweitens: Die Grundstruktur der Gesellschaft sei erkannt, es bleibe nur noch das Zusammenklauben von Details.

Drittens, im direkten Gegensatz zu Zweitens: Aufbau und innere Gesetzmäßigkeit der Gesellschaft seien prinzipiell unerkennbar. Deshalb könne ohnehin nur noch die Einzelheit wahrgenommen werden.

Viertens, wieder anders als Drittens: Die Grundstruktur der Gesellschaft sei insofern erkannt, als sie ohnehin nur aus zusammenhanglosen Stücken bestehe.

Fünftens: Man könne »Identität durch Geschichte« schaffen. Das ist nun allerdings Neuer Historismus: wenn ich schon nicht weiß, wer ich bin, sollen mir wenigstens andere erzählen, wer sie einmal waren. Daß zu einer arbeitenden, kämpfenden und die Welt aktiv gestaltenden Kollektivität, die somit ihre Identität gewinnt, auch die Kenntnis ihrer Geschichte gehört, ist etwas anderes, hier aber offensichtlich nicht gemeint.

Geschichtswerkstätten haben einen hohen Unterhaltungswert. Sie sind ein besonders kultivierter Zweig der Freizeitgestaltung, ungefähr wie Hausmusik. Mehr ist möglich. Als die »Kameradschaft Marburger Jäger 2. Panzergrenadierdivision« am Grabe Paul von Hindenburgs eine Feier einschließlich Kranzniederlegung veranstaltete, verteilte die lokale Geschichtswerkstatt ein vierseitiges Flugblatt mit Nachrichten über die Schandtaten des Reichspräsidenten und des Deutschen Ordens. Weiter südlich, in Schillers Geburtsstadt, machte bei anderer Gelegenheit die Spaßguerilla Marbach am Neckar das faschistische Kriegerdenkmal madig. In solchen Zusammenhängen bekommt die oft mißbrauchte Erkundigung, wer denn das siebentorige Theben errichtet haben einen Sinn. Der Fragende meinte nicht Heimat, sondern Herrschaft.

Konkret 09/86, S. 77

Michael Kunitzsch

Ist es auch WAAhnsinn, so hat es doch. Methode

Über die singende Sozialdemokratie

Die Endlagerung schien gesichert, die Abstrahlung nur noch schwach. Dennoch ist die Wiederaufbereitung in vollem Gange. Im Rahmen eines Recyclingprogramms, das jedem Wohnblock seinen nach Bunt- und Weißglas segmentierten Müllcontainer zuweist, führt die Sozialdemokratische Partei Deutschlands nun auch das verschüttete Liedgut der 70er Jahre neuer Verwendung zu. Zeitgemäß angereichert ist aus dem guten alten Protestsong der *Live Aid Act* geworden. Kurz: Benefiz.

Wie konnte es dazu kommen?

Wir alle kennen den Protestsong noch von seinem allerletzten Auftritt in der Friedensbewegung, wo er als Teil jener Kraft, die stets das Gute will und doch das Öde schafft, dem Pazifismus zu einem wohligen Wunderkerzentaumel verhalf und ihn damit hierzulande heimisch machte. »So nicht!« hörten wir den Protestsong fortwährend rufen - mal wienerisch, mal köllsch auftrumpfend -, denn die Belehrung der Basis höret nimmer auf, fordert einen sicheren Plattenvertrag und macht auf Dauer unwirsch.

Im Protestsong erlebt sich der Künstler als Guter Mensch - botschaftlich gewissermaßen. Zum Botschaftlichen kommt das Musikalische. Der Botschaftler im Künstler schöpft Gedankengut ab, das die Friedens(Anti-AKW oder sonsteine) Bewegung erübrigen kann und der Musiker rackert sich ab, um daraus notdürftig gebundene Sprache zu machen; zuletzt die Notengebung. Manchmal erkennt man aber, wer was beigesteuert hat. Zum Beispiel fordert der Botschaftler die Abschaffung aller Atomraketen, weil nur so der Künstler der Welt unverloren bleibt. Einen solche Egotrip aber verzeiht das Publikum nicht, jedenfalls dann nicht, wenn sich - wie hier - herausstellt, daß die Raketen zwar nicht abgeschafft, der Künstler aber trotzdem unversehrt geblieben ist. Also suchte man sich andere. So entstand die Neue Deutsche Welle, Muddelpop ohne Ambition auf Wahrheit, Klarheit, Glaubwürdigkeit.

Später kam dem Protestsong der Zufall zuhilfe. In Gestalt des Hungers. Und da die allgemeine Angst vor den Unwägbarkeiten des Lebens ein Stadium erreicht hatte, in dem es auch den Pop-Musik-Fan nach neuen Verbindlichkeiten verlangte, führte *Band-Aid für Afrika* alle Menschen guten Willens zu einer weltweiten TV-Solidarnosc zusammen. Ein Triumph für den Protestsong, der sich von nun an die Form des Pop-Songs gab, was schon andeutet, daß es auf das Gewicht des Botschaftlichen nicht so sehr ankam. 16 Stunden Rock-Musik satt, Herr Geldof speiste mit Ladi Di, was den Hungernden nur recht sein konnte.

Die Künstler arbeiteten aufmerksam an der Rehabilitierung der Großen Politik (»Wir sind nett zueinander. Was seid ihr?«), und überhaupt waren alle fortwährend erpicht, daß jeder ein Vorurteil ablegen solle. Und so gab es bald darauf *Farm-Aid, Miners-Aid, Aid forAmnesty* und, unwiderruflicher Höhepunkt, die von Coca-Cola finanzierte und der bundesdeutschen Friedensbewegung abgeguckte Menschenkette gegen die Armut in den USA *Hands across America*, eine 100 Millionen Dollar-Demonstration der Stärke der US-Werbeindustrie, der sich Präsident Reagan gern anschloß, erkennbar die Lippen bewegend beim Evergreen »We shall overcome«. Rührung.

Die bundesdeutsche Rocktruppe hätte mithalten können, wenn sie hätte dürfen. Jene neun Minuten, die ihr bei *Band Aid* eingeräumt worden waren, hatten aber ausgereicht, um der Welt zu zeigen, welche Wirkung selbst ein ausgebliebener Großer Knall in manchem Schädel anzurichten vermag. »Es ist der Wind, der sinnlos tötet ... « - die Nullösung im Pop-Song und zugleich der freiwillige Einstieg in das Gedankgengut des Landpfarrertums.

Einmal dabei, befruchtete der Evangelismus den (bereits vorgekeimten) Sozialdemokratismus aufs erbittertste. Spruchtafeln wie: Rock für 35-Stunden, gegen Rassismus, für den Kumpel, gegen das Atom, für den Frieden umzingelten fortan die Zeitgenossen. Dazu rauschte die Musik heftig auf.

Wie üblich bekam die angesprochene Partei erst sehr spät davon mit. Willy Brandt hatte gerade wieder einige aktuelle Probleme lösen können wie Dritte Welt, Kernkraft, deutsche Kulturnation, Weltraum oder ob das Waldsterben mit Verkalkung zu unterlaufen sei. Enttäuschend allerdings die Reaktion der Wähler, besonders der jungen, die eigensinnig und undankbar zu den Grünen hielten. Als verständliche Vergeltungsmaßnahme, denn es mochte wieder kein Schwein zuhören, nun Benefiz. Zur Atomkatastrophe die Rockkatastrophe. Ein ebenso riskanter wie entschlossener Vorstoß in den unbekannten Kosmos der Musik. Als Kundschafter wurde der bewährte Dr. Diether Dehm vorausgeschickt. Der hatte, als er noch Schdanow war, diese Challenger-Idee von Kultur: gleich nach dem Start muß der Zauber losgehen. Jetzt ist der Dehm bloß noch erdnah taumelnder Aufklärungssatellit, das Ziel nichts, die Umlaufbahn alles. Von dort aus muß er die Open-Air-Frequentierung unseres Protest-Songs ausspioniert haben, jedenfalls versetzte die Meldung seinem EMI-Chef einen bewußtseinsgestaltenden Impuls. Und Willy Brandt, dessen Verhältnis zum Weltuntergang gut, aber unentschlossen ist (»Das Nein zu den Atomwaffen hat sich als richtig erwiesen, das Ja zur Atomenergie als falsch«) erkannte ebenfalls die

Chance und so legten Sozialdemokratie und Plattenkonzern gemeinsam die Systemveränderfalle aus: »Es ist schrecklich wichtig, daß wir uns finden im Kampf um Gerechtigkeit und Liberalität«. In die tappten zuerst Schmerzensmann Hans Rudolf Kunze, Ledermann Peter Maffay und Mannesmann Klaus Lage.

Das reichte. Zumindest für ein erstes eigenes Open-Air-Oratorium. *In Memoriam Olof Palme*, das für Ende Juni vorgesehen wurde. Leider mußte die Sache dann beerdigt werden. Wegen Tschernobyl. Dafür gab es jetzt einen neuen Anlaß zugunsten. Die Partei blieb incognito (Veranstalter laut Plakat: »Kulturforum d.S.« - S. für Sozialdemokratie) und bot stattdessen die Rockschwadron der Bots und Lindenbergs auf. Pein. Für den September ist ultimativ die SuperGAUdi in Hamburg angesagt. Alles nach der Parole. sie lassen nichts aus.

Was die Sozialdemokraten noch nicht einsammeln konnten, treiben sie vor sich her. Die Richtung ist dieselbe.

Also WAAhnsinn. Zur Schlacht der Vagen und Gesänge waren vorab soviel Drohsätze ausgelegt, daß jeden, auch den ungeübten Bekundungsteilnehmer die Panik hätte ergreifen müssen. Niedecken sah ein »kulturelles Jahrhundertereignis« kommen und fügte hinzu, »jede Generation werde nur wenige Gelegenheiten haben, wie solche kulturelle und politische Konzentration von Bewegung in ihrem gewaltfreien Kampf gegen Todesprojekte zu erleben«. Ich auch sonst nix verstehen, außer Ali Gaga und die 70 Räuber und Gendarms. Denn »Ihre Polizei« wünschte »WAAhnsinnig gute Musik«, Punks und Autonome sorgten für Ordnung und der »Pflasterstrand« suhlte im »tiefen, archaischen Gemeinschaftsgefühl«. - Der Protestsong hatte zu sich selbst gefunden. Einlullen, trösten, Phrasen - alles auf dem Rasen. Jetzt könnte der Widerstand ihn eigentlich dorthin zurückbringen, wo sie ihn aufgelesen hat: bei der Friedensbewegung. Die hatte er auch nicht weitergebracht. Daß die Leute immer singen müssen, wenn alles vorbei ist.

Aber die 800.000 Deutsche Mark? Schneckenschiß für eine Bewegung, die Woche für Woche ein paar Tausender locker macht, um ihre namentlich gezeichneten Bekennerbriefe in den Anzeigenraum der großen bürgerlichen Zeitungen einrücken zu dürfen.

Das wenigstens ersparte uns die RAF. Deren Bekennerbriefe tauchten auf nach Aktionen. Nicht anstelle von.

Konkret 09/86, S. 78

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Unter Einäugigen ist der Blinde König, und bei Journalisten gilt der Manfred Rommel als Philosoph. Er hat also einen Ruf zu verteidigen:

Es ist bemerkenswert, daß meistens in jenen Perioden der Geschichte, in denen viel zu schreiben gewesen wäre, das Schreiben nicht erlaubt war - während es in den Perioden, in denen man schreiben darf, in der Regel nichts allzu Aufregendes gibt. Die zuletzt genannten Perioden sind fast durchweg für die Menschen die günstigeren, so daß man

sich nach Lektüre der Herbstkataloge der bundesdeutschen Verlage im siebenten Himmel fühlt?

so daß man von einem unmittelbaren Zusammenhang zwischen Pressefreiheit und Wohlfahrt der Menschheit zu sprechen berechtigt ist,

wenn man von den Schäden absieht, welche die Pressefreiheit als Wahrnehmung des Rechts, endlos über nichts zu schreiben, der Wohlfahrt der Menschheit zufügt. Als da wären:

Ein Redakteur, der in der »Welt«, wo kein Leser damit gerechnet hätte, mit den linken Pfaffen hadert:

Was aber ist die Aufgabe der Kirche im freiheitlichen Rechtsstaat? Erst einmal, und vor allem, die Verkündigung des Gotteswortes ohne jede tagespolitische Verfälschung. Der Allmächtige braucht keinen Rummel, um vermarktet zu werden. Wenn das Salz dumm wird, so liegt es am Salz selbst, es hat sich verwässern und zersetzen lassen.

Es könnte aber auch an einem Streuer liegen, der den Allmächtigen ohne Rummel vermarkten will, weil der Redakteur zu naß ist, in einem Satz von neun Wörtern einen noch kürzeren Gedanken ausdrücken zu können, nämlich den, daß der Allmächtige nicht vermarktet werden solle und es deshalb eines Rummels sowenig bedürfe wie sonst nur eines Rommels.

Ein Korrespondent der »Tageszeitung«, der einen gordischen Knoten auf einen gemeinsamen Nenner bringt:

Er vergißt nichts auszulassen, was nicht alle schon wüßten.

Das kommt davon, wenn ein Tagschreiber, dem der Vortrag langweilig war, die Mitteilung dieser langweiligen Tatsache durch Ironie, Polemik und doppelte Verneinung aufzuputzen versucht, bis der Redner nicht auslassen wollte, was alle schon nicht wußten, dieses vergaß und gar nichts mehr sagte und Rommel schon wieder nicht recht hat.

Ein Schlawiner, der dem Londoner Skandalblatt »Daily Mail« vier russische Bären aufgebunden hat, die mit einem PKW nach Westberlin geflohen seien. Aus »Daily Mail« schrieb die »Bild«-Zeitung ab und aus »Bild« alle anderen. Aber wir haben ja noch ein Nachrichtenmagazin mit 250 weltweit gefürchteten Rechercheuren, die alles herauskriegen, und so wußte es der »Spiegel« drei Tage nach »Bild« schon viel besser:

In Sowjetuniform bluffte sich ein DDR-Bürger durch die Mauer. Mehrmals am Tag passieren sowjetische Militärpatrouillien, meist zu viert in ihren olivfarbenen Ladas und Wolgas, auf dem Weg nach West-Berlin die Mauer Dann nehmen Ost-Berlins Grenzorgane Haltung an. »Wenn die Tellermützen sehen«, weiß die West-Berliner Polizei,

die das wortwörtlich so im Chor vor einem »Spiegel«-Redakteur aufgesagt hat,

»öffnen sie schon ziemlich automatisch den Schlagbaum.« So auch am Mittwoch vergangener Woche gegen 19 Uhr am Übergang Invalidenstraße.

Gut, das stand auch in »Bild«. Aber dann, als die Mutter ihr Baby auf kleiner Flamme briet, war nur noch der »Spiegel« dabei:

Ein Lada Kombi mit der sowjetischen Militärnummer CA 3 7-40 fährt vor, der Militärposten salutiert. Der Mann am Steuer fährt weiter. Die Passagiere - auf dem Beifahrersitz ein Oberstleutnant, im Fond zwei Leutnants - lächeln sich eins. Sie können gar nicht anders, es sind kostümierte Schaufensterpuppen. Am Steuer sitzt, in der Uniform eines Gefreiten der Roten Armee, der Vulkanisierer Heinz Braun, Jahrgang 1938, Inhaber der Firma »Reifendienst Braun« in Berlin-Pankow.

Einer der beiden Leutnants im Fond ist freilich gar keine als Leutnant verkleidete Schaufensterpuppe, sondern ein als Schaufensterpuppe eines Leutnants der Roten Armee verkleideter Reporter des Satansblattes, der alles beobachtet und in einem Präsens aufschreibt, das seine Präsenz verbürgt:

Noch hat er die perfekte Sperrapparatur vor sich mit Hundelaufanlage und Panzersperren, MG-Schußfeld und waffenstarre Grenzpolizisten.

(Hier hält das »Spiegel«-Archiv den Atem an.)

Doch Uniformträger Braun fährt einfach durch. Seine Spekulation auf die »Wirksamkeit sowjetischer Hohheit« ist, 80 Jahre nach dem gelungenen Coup des »Hauptmanns von Köpenick«, aufgegangen.

Daß Brauns Spekulation aufgegangen ist, läßt sich ja nicht bestreiten, denn wenn die Hamburger Nachrichtenredakteure von Tellermützen hören, öffnen sie schon ziemlich automatisch die Seiten, nicht ohne vor ihren Lesern mit Autokennzeichen, psychopathologischen Einsprengseln und einer literarischen Anspielung zu salutieren, weil jene Abitur haben und Heinz -Jürgen zu Dagmar-Renate sagen wird: Schatzi, du weißt, das Stück von Heinz Rühmann. Und doch achten sie, gerade wenn es um die Untaten der Bolschewisten geht, streng darauf, daß nur unter äußerster Anspannung literarischer und archivalischer Kompetenz die »Bild«-Zeitung abgeschrieben wird - in Perioden, in denen es nicht allzu Aufregendes gibt außer der Freiheit, jede Woche hundert Seiten vollschreiben zu müssen.

Ein Theo, der auf zwei Seiten der »Zeit« das »Resümee einer Reise durch die DDR« gibt und auch zu diesem Schlusse kommt:

Der einheitliche Zentralstaat ist nicht das einzige Gefäß in dem sich deutsches Schicksal erträglich vollziehen kann.

Nun, ein Vollziehungsgefäß war Deutschland eigentlich schon immer. Ein Exemplar aus der Römerzeit, das in Köln gefunden wurde, trug die Aufschrift: DATIS NEPIS POTVS COLONIA. Theo hat Gymnasium. Er wird is bestimmt in der nächsten »Zeit« übersetzen.

Eine »Frankfurter Rundschau«, deren Überschriften ein Gedicht sind:

Die unsichtbare Radioaktivität hat lange Schatten geworfen

Lafontaine und Töpfer treffen sich vielleicht vor dem Kadi

Gericht weist Botha in die Schranken

Holzer spielt Bolzer auf Schiller sein' Posa, denn Arm in Arm mit ihm gibt es noch Richter in Pretoria. Über den Kadi beim Amtsgericht Saarbrücken aber lacht Harun L. Raschid sich □n Arsch ab.

Schließlich ein verantwortlicher Redakteur für Kultur, der den Schriftstellern voranschreibt.

Die Maßlosigkeit der Kleinideologen, die im Namen der Schriftstellerschaft zu sprechen beanspruchen, ist nicht zuletzt deshalb so bedauerlich, weit Schriftsteller, die von Haus aus keine Wirtschaftsfachleute sind und das Ganze des Lebens im Auge haben, durchaus manch Driftiges zum Gang der wirtschaftlichen Dinge zu sagen hätten.

Wollte er wirklich sagen, daß die Schriftsteller, die das Ganze des Lebens im Auge haben, Dahintreibendes zu sagen hätten? War ihm das Triftige, das vom Treffen kommt, zu radikal? Ich will Nachsicht üben - der arme Mann kann nichts dafür, daß er sich mit der deutschen Sprache so schwer tut. Er ist auch nur einer von denen, die das politischen Ressort »Asylanten« nennt: Er kommt aus den sächsischen Ostprovinzen von Zehmbabwe.